

Salatgarten

In diesem Heft lesen Sie u.a.:

- Festrede zum 75. Todestag von Hans Fallada
- *Das Hans Fallada Handbuch* – ein Meilenstein in der Fallada-Forschung
- Ein Rundgang durch das „Städtchen“ oder Kann man mehr frieren als frieren?
- Ungeküsst in Leipzig. 75 Jahre nach Falladas Tod lässt sich noch immer Neues über seine Jugendzeit entdecken
- Durchatmen in Posterstein. Fallada-Stube erinnert an die Lehrzeit des Schriftstellers



” Denn so sind die Menschen:
Eine gemeinsame Furcht führt
sie leichter zusammen als eine
gemeinsame Liebe. “

Hans Fallada
(aus: „Das Abenteuer des
Werner Quabs“)

Inhalt

Halbjahresschrift
der Hans-Fallada-Gesellschaft e. V., Feldberg
Heft 1/2022, 31. Jahrgang

- 2 Editorial
- 3 *Lutz Dettmann*
Sicher kennen Sie auch dieses Gefühl ...
- **hfg INTERN**
- 4 *Michael Töteberg*
Festrede zum 75. Todestag von Hans Fallada
- 8 *Lutz Dettmann*
Ein Rundgang durch das „Städtchen“ oder Kann man mehr frieren als frieren?
- 11 *Patricia Fritsch-Lange*
Zum Tod der Fallada-Preisträgerin Birgit Vanderbeke
- **HANS-FALLADA-HAUS CARWITZ**
- 12 *Stefan Knüppel*
„freitags bei Fallada“
- 13 *Stefan Knüppel*
Neues aus dem Museumsladen
- 14 31. Hans-Fallada-Tage
Vorschau
- **NEUES ZU FALLADA**
- 15 *Edmund Brandt*
Das *Hans Fallada Handbuch* – ein Meilenstein in der Fallada-Forschung
- 18 *Sabine Koburger*
Lektor Franz Hessel. Ein Glücksfall für Fallada: Teil 2
- 22 *Hartmut Vollmer*
„Genieße froh, was du nicht hast“. Franz Hessels Roman *Heimliches Berlin*
- 27 *Klaus-Jürgen Neumärker*
Wie sich 1935 die Lebenswege von Karl Bonhoeffer und Rudolf Ditzen/ Hans Fallada kreuzten
- 34 *Armin Görtz*
Ungeküsst in Leipzig. 75 Jahre nach Falladas Tod lässt sich noch immer Neues über seine Jugendzeit entdecken
- 37 *Thomas Bricke*
Fallada zu übersetzen ist am interessantesten ... Ein Bericht aus den USA
- 39 *Holger Mahlich*
Der Regisseur
Wolfgang Liebeneiner
- 42 *Sabine Koburger/ Angelika Werner/ Eva Eriksson*
Neue Bücher über Fallada
- **LITERATUR UND LITERARISCHES LEBEN**
- 45 *Edo Reents*
Laudatio auf die Fallada-Preisträgerin Arezu Weitholz
- 48 *Johannes Schlöpfer-Wochner*
„Darauf kommt es an: Was wir aus unserer Welt machen, nicht wie sie ist.“
Andreas Thoms *Noch spielt ein Kind* (1934) – Wiener Pendant zu Falladas *Kleiner Mann – was nun?* (1932)
- 52 *Hermann Weber*
„Nicht wirkliche Liebe, sondern bloß Verlegenheit und Mitleid“ – Eine wegweisende Neuausgabe von Stefan Zweigs Roman *Ungeduld des Herzens*
- 55 *Stephan Resch*
„Euer Vorwärts gegen das Zurück!“ Fritz von Unruhs ‚heroischer Pazifismus‘ in den Reden an die Jugend der Weimarer Republik
- 60 *Heinz Schumacher*
Buchtipps: *Landlust* – Drei bemerkenswerte Romane über das Leben auf dem Lande
- **VON UNSEREN PARTNERN**
- 64 *Jutta Mach*
Gedenken in Niederschönhausen
- 65 *Stefanie Reich*
Hans Fallada erhält einen weiteren Gedenkort in Neuenhagen
- 67 *Thomas Mees*
In Erinnerung an Hans Fallada anlässlich seines 75. Todestages
- **FALLADA-ORTE UND IHRE GESCHICHTE**
- 68 *Ulrike Merkel*
Durchatmen in Posterstein
- 69 *Reinhard Simon*
Die Landesanstalt Neustrelitz-Strelitz. Für kurze Zeit ein „Fallada-Ort“
- **WEITERE RUBRIKEN**
- 74 Wiese (mit Beiträgen von Ulrich Kersten, Maximilian Kase, Lutz Dettmann u. a.)
- 76 Runde und besondere Geburtstage von Mitgliedern der hfg
- 77 Über die Beiträger
- 78 Impressum

Salatgarten – das war für eine kurze Zeit Hans Falladas Arbeitstitel für seinen Roman „Wir hatten mal ein Kind“, der aus vielen verschiedenen Blüten und Blättern, aus den unterschiedlichsten Gewächsen bestehen sollte.



Liebe Leserinnen und Leser,

der neue *Salatgarten* erscheint in krisenhaften Zeiten, die uns manchmal ratlos und verwirrt zurücklassen. Es war und ist immer eine maßgebliche Aufgabe von Kunst und Literatur, sich drängen-der Fragestellungen anzunehmen und sie auf ganz individuelle Weise abzubilden. Die Schriftstellerin Gabriele von Arnim schreibt in ihrem berührenden Buch *Das Leben ist ein vorübergehender Zustand*: „Wir erzählen uns Geschichten, um zu leben. Wir brauchen Geschichten, um das Leben zu verstehen.“

Falladas Zeitgenosse Arnold Zweig, der zu den großen deutschen Autoren des 20. Jahrhunderts zählt, geht in seiner kleinen Erzählung *Was der Mensch braucht*, die im Ersten Weltkrieg in Białystok spielt, eben dieser Frage nach und gibt mit der Geschichte des jüdischen Mädchens Riwka seine ganz eigene Antwort. Riwka braucht, um zu leben, die Musik, ihr Klavier. Als es durch die Heeresleitung Ober Ost beschlagnahmt wird, hat sie der grassierenden Ruhr und dem Typhus nichts entgegenzusetzen, und die Beschlagnahmung wird zum Todesstoß.

Hans Fallada, der selbst in bewegten, und schließlich sogar in finsternen Zeiten lebte, brauchte das Schreiben wie die Luft zum Atmen. In einem Rundfunkmanuskript von 1946 gesteht er: „da ich heute noch es für das Schönste der Welt halte, einen Roman zu schreiben, sich vor

Papier zu setzen und eine Welt zum Leben zu rufen, die vorher nicht da war, daß nicht nur ich sie sehe, das können wir alle, wenn wir träumen, sondern daß auch für andere meine Träume wirklich werden.“ Sein 75. Todestag am 5. Februar 2022 war Anlass vielfältiger Würdigungen in den Medien und zeigte, wie präsent unser Autor heute noch ist. Die hfg ehrte ihn mit einer Gedenkfeier im Schloss Berlin-Schönhausen und einem Rundgang durch das „Städtchen“, seinem letzten Lebensort. In der Festrede zitiert Michael Töteberg keinen Geringeren als Carl Zuckmayer, der schwärmte, Fallada habe: „eine Welt voll Enge, Dumpfheit, Muffigkeit, voll schlechter Luft und üblen Odems so zart gedichtet [hat], so zart und stark, dass sie erlöst wird aus ihrer Finsternis.“

Zart und stark war zum Beispiel Falladas Figur Lämmchen, die Liebe, Mut und Menschlichkeit gegen die Zumutungen ihrer Zeit setzt, weil sie innerlich frei ist, unangepasst. Auch Falladas Lektor Franz Hessel lebte diese innere Freiheit; er hatte keine Pose nötig, musste kein Bild von sich aufbauen. „Er bedurfte der Schätze der äußeren Welt nicht, um den Zauber des Daseins zu empfinden. [...] Das Fluidum der Güte ging von ihm aus. Toleranz war sein Wesen“, schreibt sein Lektor-Kollege und Freund Paul Mayer in dem Erinnerungsbüchlein *Lebendige Schatten*. Hessel, so sagten seine

Freunde, brauchte die Dichtkunst, um zu leben.

Die Antworten darauf, wessen der Mensch bedarf, sind vielfältig. Aber es sind eben auch Geschichten, die wir uns erzählen, um in krisenhaften Zeiten Orientierung zu finden, zu einem tieferen Verständnis der Welt zu gelangen und innere Freiheit zu erlangen. Für Schiller, der in seinen ästhetischen Briefen Antworten auf die drängenden Fragen seiner Zeit gibt, setzt äußere Freiheit im Zusammenleben der Menschen innere Freiheit des Einzelnen voraus, denn wer den Weg zu seinen eigenen Gefühlen, zu seinem Selbst nicht findet, kann nur fremdbestimmt leben.

Liebe Leserinnen und Leser, genießen Sie die ganz unterschiedlichen Texte in unserem neuen Heft und lassen Sie mich Ihnen danken – für Ihr Interesse, auch für hilfreiche Kritik (die uns leider viel zu selten erreicht), denn ohne Ihre freundliche Geneigtheit, ohne dass Sie unsere Zeitschrift (hoffentlich gern) lesen, hätte diese keinerlei Bestätigung. Ein Dankeschön auch dem Vorstand der hfg, der den *Salatgarten* immer wieder möglich macht.

Hier ist er also, der *Salatgarten* 1/2022. Möge er Sie erfreuen!

Ihre Salatgärtnerin
Sabine Koburger



Sicher kennen Sie auch dieses Gefühl,

dass man gute und schlechte Tage hat. Am Abend sich fragt, was heute schlecht gelaufen ist, nicht nur heute, nein, auch gestern. Dieses Gefühl hatte ich in den letzten Monaten oft. Termine mit Freunden platzten, da sie krank oder in Quarantäne waren, Angst hatten, sich zu treffen – oft aus verständlicher Vorsicht, oft aber auch übertrieben jeden sozialen Kontakt vermeidend. Die nun schon Jahre währenden Nachrichten über C. – Jetzt, ich schreibe diesen Text im März und hoffe so sehr, dass dieser Konflikt Geschichte ist, wenn Sie ihn lesen werden, die Bilder vom Krieg in der Ukraine. All das belastet die Gesellschaft, das Miteinander, auch mich.

Vor einigen Tagen hörte ich nach langer Zeit einen Titel, der mich als 19-jähriger sehr beeindruckt hat. Nicht nur durch die Musik, sondern auch durch den Text, der mir damals einige Antworten gab auf meinen damaligen Seelenzustand aus Zweifeln an der Richtigkeit dessen, was man uns in der Schule sagte, was die Medien predigten, auf meine ersten Enttäuschungen mit Mädchen. Alle von uns kennen diese Situation aus der Jugendzeit. Der Titel heißt *Am Abend mancher Tage* von der DDR-Gruppe Lift.

„Am Abend mancher Tage, da stimmt die Welt nicht mehr. Irgendetwas ist zerbrochen, wiegt so schwer. Und man kann das nicht begreifen, will nichts mehr sehn, und doch muß man weitergehn.“

So die erste Strophe. Dieser Titel rührte mich an, ich hatte ihn wohl 15 Jahre nicht mehr gehört, und ich spürte, wie er wieder aktuell für mich war. Nach Jahrzehnten, heute mit anderen Problemen, die mir manchmal die Zuversicht nehmen. Ich hörte ihn mir mehrmals an und spürte, wieviel Kraft, wieviel Beobachtung in diesem Text liegen.

Wenige Tage später besuchte ich unsere deutschbaltische Freundin Irma. Sie ist 99, im Kopf eine 50-jährige, die einen Laptop besitzt und mit der Welt skyppt und mailt, da sie das Haus nicht mehr verlassen kann. Sie hätte keine guten Tage gehabt, erzählte sie mir. Durch die Bilder des Ukraine-Kriegs kommen die alten Bilder der zwangsweisen Umsiedlung aus Estland 1939, die Bilder der Flucht aus Posen 1945 an die Oberfläche. Sie hat Angst um ihr altes Vaterland, denn sie ist Estland noch immer verbunden und spricht auch noch die Sprache ihrer alten Heimat. Ich erzählte ihr von meinem Musikerlebnis und welche Hilfe mir dieser Text gewesen sei. Sie lachte auf, schüttelte den Kopf und meinte, ob ich das nicht vorher gewusst hätte. Natürlich! Aber ich hatte das vergessen, verdrängt – ich weiß es nicht. Irma holte ein Buch hervor, erzählte, dass sie Tammsaares Indrek-Zyklus in den letzten vier Wochen gelesen habe. Der estnische Schriftsteller hatte

mit seinen Büchern ihre Jugend begleitet. Sie hatte sich in ihre alte Heimat begeben, die Landschaften wiederentdeckt und so viel Kraft daraus geschöpft. Als sie mir von den Landschaftsbeschreibungen, den urigen Typen aus den Büchern berichtete, wirkte sie so jung. In dem Moment hätte ich sie gerne als junges Mädchen in ihrer Heimat kennengelernt. Wirklich! Ich lese jetzt den ersten Band *Wargamäe* von Tammsaare, Irma hat ihn mir mitgegeben. Und natürlich hat sie Recht. Literatur, überhaupt Worte, können Kraft und Zuversicht, Hilfe, auch Fluchtmöglichkeiten geben. Ich weiß – eine Binsenweisheit. Aber man muss sie immer wieder entdecken.

Zu schnell kann man sich fallen lassen – in Selbstmitleid, Pessimismus versinken. Wie viele Lebensbeschreibungen gibt es, in denen erwähnt wird, wie Bücher dem Menschen helfen können. Auch Hans Fallada beschreibt mehrmals, wie „Bücher ihm die Haftzeiten erleichtert“ haben.

Wie sang Werther Lohse: „Gib nicht auf, denn das kriegst du wieder hin. Eine Tür schlug zu, doch schon morgen wirst du weitersehn.“

Ein Text, der auch nach mehr als 40 Jahren seine Kraft nicht verloren hat.

Ihr Lutz Dettmann

Festrede zum 75. Todestag von Hans Fallada

MICHAEL TÖTEBERG

Zunächst möchte ich mich bedanken, dass wir unsere Veranstaltung im Schloss durchführen können. Fallada hat bekanntlich die letzten Jahre seines Lebens im „Städtchen“ verbracht. Ende November 1945 schrieb er seinem alten Verleger Ernst Rowohlt:

„Durch die Russen haben wir hier nun eine Villa mit 7 Zimmern und vor allem mit Heizmaterial bekommen, wo ich wirklich in Ruhe arbeiten kann. Und in der Nähe ist das Schloßkasino der Roten Armee, da können wir ein anständiges, friedensgemäßes Pilsener mit 12% Alkohol oder auch einen guten Schnaps trinken. (Die Preise erfahren Sie dann später.)“

Nun, nach der Veranstaltung gibt es einen kleinen Sektempfang, und was die Preise angeht, kann ich Ihnen verraten: Heute umsonst.

Er wurde lange unterschätzt, in die Ecke der literarisch belanglosen Autoren abgeschoben. Hans Fallada hat sich jedoch mit seinen Romanen einen Platz in der Literatur der Zeit erobert: als realistischer Erzähler, der wie kaum ein anderer die Welt der kleinen Leute, ihre Lebensverhältnisse, ihre Existenzängste, Träume und Sehnsüchte zu schildern versteht.

Von der Kritik oft verrissen, von der Wissenschaft ignoriert, wussten die Schriftsteller-Kollegen stets, welche besonderen Qualitäten das Werk Hans Falladas auszeichnen. „Was vor allem auffällt, ist die Echtheit des Jargons“, be-

merkte Kurt Tucholsky. „Das kann man nicht erfinden, das ist gehört. Und bis auf das letzte Komma richtig wiedergegeben: Es gibt eine Echtheit, die sich sofort überträgt.“

„Fallada hat etwas geschaffen, was weit über den sogenannten ‚Zeitroman‘ hinausgeht“, attestierte ihm Carl Zuckmayer, „er hat eine Welt voll Enge, Dumpfheit, Muffigkeit, voll schlechter Luft und üblen Odems so zart gedichtet, so zart und stark, dass sie erlöst wird aus ihrer Finsternis [...] und Duft, Glanz und Wärme bekommt.“

Robert Musil brachte es auf den Punkt: „In Falladas Büchern ist Menschengeschmack. Das Leben zappelt in ihnen. Er entzückt durch seine Natürlichkeit.“

Seine Helden sind widerspruchsvolle Charaktere. „Dass das einfache Leben oft höchst kompliziert war“, notierte Johannes R. Becher, „und was an Großem in diesen kleinen Leuten träumte, das schilderte er uns meisterhaft.“

Es sind Menschen, die zu kämpfen haben: für ein bisschen Glück, gegen ihre eigenen Schwächen. Sie stolpern durch ihr Leben und selbst den Gefallenen verlieh Fallada Würde.

Er erhob sich nicht über seine Figuren, wusste es nicht besser als sie. „Kleiner Mann – was nun?“ Die Frage im Titel seines erfolgreichsten Romans konnte auch der Autor nicht beantworten.

Sein Leben wie seine literarische Karriere verliefen keineswegs gradlinig. Gezeichnet von Krisen und Zusammenbrüchen, alkohol- und rauschgiftsüchtig erscheint

seine literarische Leistung umso erstaunlicher.

Hans Fallada wurde als Rudolf Wilhelm Ditzen am 21. Juli 1893 in Greifswald geboren. Der Vater war Landrichter, stieg auf der Karriereleiter bis zum Richter am obersten deutschen Gericht auf, dem Reichsgericht in Leipzig.

Sein Sohn erlebte keine glückliche Kindheit, erlitt einen schweren Fahrradunfall, erkrankte an Typhus, steigerte sich als Jugendlicher in Pubertätsphantasien hinein, die in einen versuchten Doppelselbstmord mündeten: Fallada erschoss seinen Freund und Schulkameraden, er selbst überlebte. Vor einem Mordprozess konnte der Vater ihn bewahren. Fallada kam in die Nervenheilanstalt; nach der Entlassung absolvierte er eine Landwirtschaftslehre und arbeitete auf verschiedenen Gütern in Hinterpommern und Westpreußen.

Dass Fallada kein einfacher Autor war, wurde schon bei seinem literarischen Debüt, dem Roman *Der junge Goedeschal* deutlich. Die Kommunikation mit dem Verlag erwies sich als schwierig. Die Korrekturfahne kam oft zurück, denn Fallada wechselte ständig die Arbeitsstelle. Er antwortete aus dem Sanatorium, angeblich litt er unter Magenblutungen, doch in Wahrheit war er Alkoholiker und Morphinit und machte eine Entziehungskur. Der Roman erschien 1920, es gab ein paar positive Besprechungen.

Nach diesem Achtungserfolg hörte man längere Zeit nichts von ihm – er saß in Haft wegen einer

auf einem Gut begangenen Unterschlagung, ein Fall von Beschaffungskriminalität. Der zweite Roman *Anton und Gerda* wurde ein Misserfolg, aber der Autor war nun kein Unbekannter mehr.

Er wurde Mitarbeiter bei Zeitungen und Zeitschriften, eine literarische Karriere hätte beginnen können. Doch wieder beging Fallada eine Unterschlagung, stellte sich – nach einer Irrfahrt kreuz und quer durch Deutschland, auf der er das Geld verprasste – der Polizei und landete im Gefängnis.

Das Urteil lautete auf zweieinhalb Jahre Zuchthaus.

Fallada war 35 Jahre alt, als er im Frühjahr 1929 in Neumünster aus dem Gefängnis entlassen wurde. Er musste neu beginnen.

Auf Wunsch Ernst Rowohlts verfasste er 1932 eine Kurzvita, eine „Lebenslaufschmonze“, die bewusst summarisch und unpräzise ausfiel – es gab große Lücken, Jahre, über die Fallada lieber keine Angabe machte. Als der Verleger den Text etwas länger haben wollte, schlug Fallada vor, nach „Anzeigenwerber“ und „Reporter“ einzuschieben: „Verlagssklave bei Väterchen Rowohlt“.

In einem launigen Feuilleton, das mit jeder Fassung besser wurde, hat Fallada davon erzählt, wie er zum Jahresanfang 1931 Angestellter im Rowohlt Verlag wurde, dort die Rezensionen archivierte und sich auch sonst nützlich machte. „Wenn Not am Mann war, öffnete ich auch die Entreetür, und manchem prominenten Autor habe ich aus dem Mantel und in den Rowohlt Verlag geholfen.“

Am Anfang stand ein verzweifelter Hilfeschrei: „Ich bin so ziemlich am Ende und weiß nicht mehr aus noch ein“, schrieb Fallada im August 1928 Rowohlt. Er suchte

irgendeine Stellung, hoffte auf Vermittlung und versicherte: „Mit meinen schlechten Gewohnheiten von ehemals habe ich völlig Schluss gemacht, in diesem Punkt dürfen Sie völlig sicher sein.“

Dass dieses Versprechen eingehalten wurde, dafür sorgte „Suse“: Fallada hatte in Hamburg Anna Is sel kennen und lieben gelernt; sie wurde die Frau, die über viele Jahre seinem Leben Halt und Stütze gab.

Ernst Rowohlt glaubte an den Autor Hans Fallada und verschaffte ihm so die Möglichkeit, seine literarischen Pläne zu verwirklichen. Halbtags Arbeit im Büro, nachmittags und abends am Schreibtisch: Innerhalb von sieben Monaten schrieb Fallada *Bauern, Bonzen und Bomben*.

Der Roman wurde in der zeitgenössischen Presse kontrovers diskutiert, angesichts der damals politisch aufgeheizten Lage wenig überraschend.

In der *Frankfurter Zeitung* bemängelte Siegfried Kracauer die fehlende Tendenz und sprach damit etwas an, was das Werk Falladas allgemein charakterisiert.

Ihm entgegnete Peter Suhrkamp: „Man hat gefragt, auf welcher Seite der Verfasser steht, zu welcher politischen Partei er gehört, und hat keine Antwort gefunden. Das gilt heute als Vorwurf. Falladas Standpunkt ist nicht ein politischer, sondern die Stellung dessen, der das alles als Mitbürger erlebt hat: neugierig und hellhörig, wie ein Straßenjunge und nicht wie ein Reporter.“

Der Angestellte Fallada musste erleben, dass die Gehaltszahlungen selten pünktlich eintrafen, erste Anzeichen dafür, dass der Verlag finanzielle Probleme hatte.

Im Oktober 1931 arbeitete Fallada noch zu verkürzten Bezügen

im Verlag, dann war er frei – ein freier Autor, dessen Existenz davon abhing, dass sein nächstes Buch ein Erfolg wird.

Diesmal klappte es: *Kleiner Mann – was nun?* wurde ein Bestseller, der den Verlag sanierte und dem Autor viel Geld einbrachte, das er nicht zusammenhalten konnte.

Autor und Verlag verstanden es, den Erfolg in allen Medien effektiv auszunutzen. *Kleiner Mann – was nun?* eroberte die Welt: Nach wenigen Monaten war der Roman in alle wichtigen Länder verkauft, er wurde für den Rundfunk adaptiert und gleich zweimal, in Deutschland und im Jahr darauf auch in Hollywood, verfilmt.

Zum Jahreswechsel 1932/33 konnten Autor und Verlag sich gegenseitig gratulieren: Der Verkauf von *Kleiner Mann – was nun?* übertraf alle Erwartungen. Lange konnten sie sich nicht daran freuen.

Am 20. April 1933 schickte Ernst Rowohlt seinem Autor ein Telegramm: „Bin beunruhigt, da ich Sie seit einer Woche nicht erreichen kann.“ Er war zu Recht beunruhigt: Fallada war denunziert und verhaftet worden. Rowohlt spürte ihn auf, setzte einen Rechtsanwalt darauf an, und nach ein paar Tagen war Fallada wieder frei. Doch der Vorfall machte deutlich, dass er möglichst von der öffentlichen Bildfläche verschwinden sollte.

Er verkroch sich, fernab von der Hauptstadt Berlin, in der mecklenburgischen „Welteneinsamkeit“: Eine Büdnerie in Carwitz, idyllisch gelegen in der Seenlandschaft und zugleich abgeschnitten von Bus und Bahn, wurde seine neue Heimat.

Möglichst nicht auffallen, hieß die Devise. Nicht anecken.

Ein Roman lag fertig vor, in dem Fallada seine Erfahrungen ver-

arbeitet hatte: *Wer einmal aus dem Blechnapf frißt*. Fallada glaubte, in einem – nur für Deutschland bestimmten – Vorwort einen Kotau vor den braunen Machthabern machen zu müssen. Der peinliche Kniefall verhinderte nicht, dass die Nazi-Presse sich auf ihn einschoss.

Selbst *Altes Herz geht auf die Reise*, ein an Harmlosigkeit kaum zu überbietender Unterhaltungsroman, war für die *Deutsche Volksgesundheit* Anlass, sich den Autor vorzuknöpfen. Die Besprechung mündete in eine unverhüllte Drohung. „Wir sind nicht gewillt, durch irgendjemand, dem wir noch großzügig erlauben, in Deutschland sich sein Brot zu verdienen, uns unser Aufbauwerk an der deutschen Nation stören zu lassen. Das mag sich auch Herr Fallada für die Zukunft merken.“

Die Luft wurde immer dünner. Verboten wurde keins seiner Bücher, aber der Dauerbeschluss verfehlte seine Wirkung auf Fallada nicht.

Nach monatelanger Funkstille legt Fallada ein neues Manuskript vor.

Vielleicht hatte er auch deshalb so lange verschwiegen, woran er arbeitete, weil er diesmal ohne Rücksichten zu Werk ging. In einem autobiografischen Rückblick erinnerte er sich: „Noch einmal hatte mich das alte Feuer erfasst, ich schrieb, ohne hochzusehen, ich schrieb auch, ohne mich umzusehen – weder nach rechts noch nach links. Dies war ein Stoff, dies waren Menschen, die mich monatelang in ihrem Bann hielten!“

Keine zehn Monate hatte der Autor für 1.400 Seiten gebraucht. Eine erstaunliche Leistung, nicht nur wegen des Umfangs des Werkes: *Wolf unter Wölfen* entwirft ein großes zeitgeschichtliches Pa-

norama, ein Epos mit zahlreichen Nebenhandlungen und einem reichen, psychologisch schlüssigen Figurenensemble.

Im Juni 1937 schrieb Fallada seiner Schwester, Rowohlt sei vier Tage da gewesen. „Er war doch gewaltig down, die Schwierigkeiten werden von Monat zu Monat größer, er sagt, er gilt als der Kulturfeind Nr. 1, und die Folgen sind in jeder Hinsicht schlimm“, so Fallada. Trotzdem hatte der Verleger gesagt: „Ich bin nie feige gewesen, und ich bringe das Buch unter allen Umständen!“

„Es ist – ganz unter uns“, so Fallada weiter an seine Schwester. „Es ist etwas heikel, ein Gutachten, das ich dieser Tage las, schließt etwa mit den Worten: ‚Wenn der Verlag über diesem Buch platzt, so ist er über eine Sache geplatzt, die es wert ist.‘“

Ein begeisterter Leser, von dem die Öffentlichkeit nichts ahnte, war Propagandaminister Joseph Goebbels. „Ein tolles, spannendes Buch“, notierte er in seinem Tagebuch am 14. Januar 1938, in den folgenden Tagen wiederholt sich seine Einschätzung, immer wieder heißt es „ein tolles Buch“ oder „ein tolles Buch. Aber der Junge kann was“. Am 7. Februar beendete der Minister die Lektüre: „Es fällt doch zum Schluss sehr ab. Zu breit und ausladend.“

Ein vom Regime wohlgeleitener, gar geförderter Autor wurde Fallada damit noch lange nicht.

Wolf unter Wölfen war die letzte große Schlacht, die Rowohlt und Fallada gemeinsam schlugen.

„Die Ausschaltung politisch unzuverlässiger Elemente aus dem Buchverlag“ stand 1938 auf dem Programm. „Der frühere kultur-bolschewistische Verleger Rowohlt wurde von jeder verlege-

rischen Tätigkeit ausgeschlossen“, vermeldete der geheime Lagebericht.

Allen Bedrängnissen zum Trotz und entgegen seinen ständigen Ängsten und Sorgen, Fallada war im „Dritten Reich“ ein außergewöhnlich gutverdienender Autor. Dies verdankte er dem Film und dessen Honoraren. Fallada war kein Drehbuchautor, sondern er schrieb einen Roman, den die Filmfirma als Basis für den Film nehmen konnte.

So entstand zum Beispiel *Ein Mann will hinauf*. Fallada schilderte, wie ein Kritiker treffend bemerkt hat, „eine Berliner Variante des amerikanischen Traums“ vom Tellerwäscher zum Millionär, hier: vom Waisenjungen aus der Provinz zum Monopolunternehmer in der Hauptstadt.

Mehrfach wurde das Manuskript auf Wunsch der Filmproduktion umgearbeitet, doch danach passierte nichts mehr: Funkstille. „Es wird schon wieder versanden“, ahnte Fallada und sollte recht behalten. Er empfand sich als Spielball unbekannter Mächte: Mal war er bei den offiziellen Stellen wohlgeleitet, dann wieder wurden Projekte ohne Begründung abgeblasen.

„Was ich die Filmleute schon für ein Geld gekostet habe, ist kaum zu sagen! Irgendeine Stelle muss da sein, die alle Fallada-Projekte ohne Rücksicht auf die Kosten vereitelt.“

Fallada wich aus auf Privates, heitere, autobiografisch grundierte Familiengeschichten. Oder Märchen, die er den Kindern vor dem Einschlafen erzählte. So entstanden die *Geschichten aus der Murkelei*, ein von Generation zu Generation weitergereichtes Buch, ein Kinderbuch-Klassiker, den man nicht missen möchte. 1943

erschien bei Rowohlt nur noch ein einziges Buch: *Heute bei uns zu Haus* von Hans Fallada. Zum 1. November wurde der Verlag geschlossen.

Seit seinem ersten Buch, 25 Jahre lang Autor von Rowohlt, stand Fallada plötzlich ohne Verlag da.

1945.

Die Ehe mit Suse war in die Brüche gegangen, Deutschland versank in Schutt und Asche. Fallada war am Ende. Er flüchtete in eine neue Ehe und aus Carwitz, siedelte nach Berlin über, strandete schließlich im Ostsektor, der sowjetischen Zone.

Johannes R. Becher wurde sein Retter. Aus dem Exil in Moskau zurückgekehrt, hatte er den „Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands“ ins Leben gerufen, für den er Fallada gewinnen konnte. Der Kommunist strebte ein breites Bündnis an, bemühte sich um Gerhart Hauptmann ebenso wie um Heinrich Mann. Von Fallada erhoffte er sich einen großen antifaschistischen Roman. Dafür waren entsprechende Arbeitsbedingungen zu schaffen: Fallada bewohnte mit Ulla und Sohn Uli eine Villa im „Städtchen“, wo sonst nur die russische Nomenklatura und deutsche Funktionäre untergebracht waren.

„Becher sorgt tatsächlich wie ein Vater für mich“, schrieb Fallada seinem früheren Verleger Ernst Rowohlt. Er vermittelte ihm den Kontakt zur *Täglichen Rundschau*, der Zeitung der Roten Armee, zum Rundfunk, der von den Russen kontrolliert wurde, und zum Aufbau Verlag, der dem Kulturbund gehörte. Allerdings hütete Fallada sich davor, parteipolitisch vereinnahmt zu werden. (Das wäre auch nicht in Bechers Sinn gewesen.)

Fallada musste im zerstörten Berlin nach dem literarischen Debüt, das durch die Jahre im Zuchthaus keine Fortsetzung fand, nach dem Leben in Carwitz während der Nazi-Diktatur, nun zum dritten Mal neu anfangen.

Der alte Ruhm galt nichts mehr, keines seiner Bücher war mehr lieferbar.

Die letzten Jahre wurden zu einer wahren Achterbahnfahrt: Der Sucht, der seine neue Frau ebenso verfallen war, entkam er nicht mehr, auf Phasen kreativer literarischer Arbeit folgten Entziehungskuren, die er vorzeitig abbrach (mit entsprechenden Folgen).

Becher wurde von Fallada, der Verträge unterschrieb und Vorschüsse kassierte, aber nicht lieferte, vielfach enttäuscht, ließ ihn jedoch nicht fallen. Er wusste, wie es um seinen Nachbarn im „Städtchen“ stand. „Tag und Nacht hielt er mich auf dem Sprung“, erinnerte er sich, „er hielt die Hochspannung nicht aus, mit der er bei seiner Arbeit geladen war, und konnte sich nicht anders entspannen als mittels Drogen.“

Becher hatte Verständnis für den schwierigen Freund. Das Leben der beiden Männer wies erstaunliche Parallelen auf. Sie kamen aus demselben Milieu, ihre Väter waren Juristen, für die Recht, Zucht und Ordnung das höchste Gut waren. Beide hatten in der Pubertät einen Doppelselbstmord inszeniert mit fatalem Ausgang. Und noch etwas verband sie: Beide waren früh mit Morphium in Kontakt gekommen, süchtig geworden und kannten die Hölle des Entzugs.

Keine Frage, das Leben im Städtchen war angenehmer als in den zerbombten Stadtteilen. Fallada war privilegiert, in vielerlei Hinsicht, nicht zuletzt durch die bessere Lebensmittelversorgung.

In einem Brief an Suse behauptet Fallada, er sei „ein unwahrscheinlich angesehener und begehrter, aber auch sehr beneideter Mann“ geworden: „Vor etwa zwei Wochen sollte ich aus meinem hübschen Haus heraus, weil es einem Oberst gefiel. Ich weigerte mich, die Unterhaltung wurde hitzig, schließlich sagte er mir, wenn ich nicht in einer Stunde draußen sei, würden meine Möbel auf die Straße gesetzt und ich verhaftet. In einer Stunde brausten einige Autos an, vom Stabe in Karlshorst, von der russischen Zeitung, vom Kultur-Betreuungs-Offizier, von der Kommunistischen Partei.

Und dem Leutnant, der immer gelber und kleiner wurde, wurde klar gemacht, dass Fallada kein Mensch sei, mit dem man so umginge.“

Die Passage ist bekannt, sie wird gern zitiert. Doch sie geht noch weiter, der Brief wurde im Buch gekürzt. Schließlich fand sich der Kommandant von Pankow ein. Mit ihm wurde vereinbart, dass sie vorläufig hier wohnen bleiben konnten, aber so bald wie möglich umziehen sollten, sobald für sie ein anderes Haus gefunden sei. In Aussicht gestellt wurde eine ursprünglich für Bernhard Kellermann bestimmte Villa. Ulla fuhr zu Kellermann, um sich dessen Verzicht auf die Villa bestätigen zu lassen, doch kehrte unverrichteter Dinge zurück.

Drei Tage später war entschieden: Sie durften im Eisenmengerweg bleiben. Vorerst. Das Thema tauchte immer wieder auf, wirklich sicher waren sie im Städtchen nicht.

Fallada rang sich unter schwierigsten privaten Verhältnissen noch einmal einen großen Roman ab: *Jeder stirbt für sich allein*. Was dieses Buch von anderen Schil-

derungen des antifaschistischen Widerstands unterscheidet: Es schildert authentisch die Mentalität der kleinen Leute, die Mitläufer waren oder sich durchzulavieren versuchten, und zeigt die Ablehnung vermeintlich schwacher Menschen gegen ein unmenschliches Regime.

Es wurde sein letztes Buch, die Veröffentlichung erlebte Fallada nicht mehr. Er starb vor 75 Jahren, am 5. Februar 1947 hier in Pankow, in dem Krankenhaus Blankenburger Straße an einer Schlafmittelvergiftung.

Bei der Beerdigung sprach Becher am Grab. „Zwar entgeht er

nicht immer der Gefahr der Verniedlichung, aber seine Sehnsucht nach Idylle, sein romantisches Verdämmern, das ist zwischen und hinter den Zeilen spürbar, kommen aus dem unerträglichen Gehetztsein der Zeit und den Exzessen des eigenen Lebens“, führte er aus.

Fallada sei ein von seinen Widersprüchen getriebener Mensch gewesen, ein talentierter Chronist seiner Zeit und zugleich ein außerordentlicher Erzähler. „Er verfügte über die breiteste Skala menschlicher Empfindung. Nichts Menschliches, nichts Unmenschliches ist ihm fremd geblieben. Die ver-

borgnensten Gefühle schlug er an, und nichts Unbewusstes fehlte auf seiner Tastatur, und das Außergewöhnliche und Problematische wusste er verständlich und zugänglich zu machen in einer schlichten, volkstümlichen Sprache. Seine Liebe aber galt dem einfachen Leben und den kleinen Leuten. Er kannte sich in dem Leben dieser kleinen Leute aus wie kaum einer, und wahrheitsgetreu reflektierte er ihre Stimmungen; diese seine Stärke war zugleich auch seine menschlich-künstlerische Schwäche.“

Ein Rundgang durch das „Städtchen“ oder Kann man mehr frieren als frieren?

LUTZ DETTMANN

Der 5. Februar 1947, Hans Falladas Todestag, war ein kalter Wintertag, wie uns die Fallada-Biografen berichten. Der 5. Februar 2022 ist zwar nicht richtig kalt – er ist gefühlt kalt – ein norddeutscher Wintertag mit zwei Grad und einem eisigen Wind, der durch die Allee vor dem Schloss Schönhausen streicht.

Kurzer Einwurf: Ich habe mich noch einmal vergewissert. Die Daten der Wetterstation Berlin-Dahlem für den 5. Februar 1947, exakt minus 5,2 Grad und Schneefall.

Zurück in die Gegenwart: Ein verlorenes Häufchen steht vor dem Haupteingang des Schlosses Schönhausen. Mitglieder des Vorstandes. Überpünktlichkeit. Sie ist noch vorhanden, und das ist gut. Das Schloss Schönhausen – beim

Parken unweit des Schlosses habe ich ein Erklärschild gefunden (Ich kann an keinem vorbeigehen.) – ist ein historisches Gebäude der Extraklasse. Als Sommerresidenz der preußischen Königin Elisabeth Christine, der Gemahlin Friedrichs des Großen, von Johann Arnold Nering errichtet, nutzte die Königin es von 1740 bis 1797. Bis 1918 im Besitz der Hohenzollern, über Jahre ungenutzt, wurde es von den Nazis als Lager für „entartete Kunst“ missbraucht. Nach dem zweiten Weltkrieg nutzte die sowjetische Besatzungsmacht das Gebäude als Offizierskasino, bevor es von 1949 bis 1960 als Amtssitz des Präsidenten der DDR, Wilhelm Pieck, danach als Gästehaus der DDR-Regierung diente. Nach der Wiedervereinigung dem Land Berlin übergeben und für Jahre dem Verfall preisgegeben, gehört

es seit 2005 der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg, die das Schloss sanieren ließ. Und warum nun dieser geschichtliche Ausflug? Neben anderen illustren Gästen wie Nikita Chruschtschow und die Königin der Niederlande war auch Hans Fallada Gast in diesen mehr als vier Wänden. Er schreibt in einem Brief an Ernst Rowohlt: „Und in der Nähe das Schloßkasino der Roten Armee, da können wir ein anständiges, friedensgemäßes Pilsener mit 12% Alkohol oder auch einen guten Schnaps trinken. (Die Preise erfahren Sie später.)“¹

20 Minuten sind vergangen. In das Foyer dürfen wir der C.-Regeln wegen nicht. So friert man weiter, nun in größerer Gemeinschaft. Punkt 14.00 Uhr begrüßt uns Hans-Michael Schulze, er wird uns durch das „Städtchen“ führen.

Man freut sich, sich bewegen zu können. Eine kurze Einweisung in das Audio-Führungssystem, der C.-Regeln wegen. Man kennt das Procedere, dabei wird etwas aus der Geschichte des Schlosses erzählt. Wir bewegen uns in Richtung „Städtchen“. Kurzer sehnsüchtiger Blick auf das kleine Café in einem der ehemaligen Torhäuser, denn hier wird Glühwein angeboten. Der kalte Wind ist wirklich heftig an diesem 5. Februar. Herr Schulze versammelt seine Zuhörer, berichtet über die Geschichte dieses besonderen Viertels, nimmt uns mit, die wir zum großen Teil Fachpublikum sind, durch die Biografien, auch durch Michael Tötebergs neues Buch.

Erste Station der Gruppe: Die Villa des Fotografen und Unternehmers Richard Kasbaum. Im neoklassizistischen Stil 1900 errichtet, fragt man sich unwillkürlich, wie diese Sommervilla vom sonnigen Arkadien an die raue Panke transportiert wurde. Dass dieses attraktive Gebäude bei den sowjetischen Offizieren, die das Viertel 1945 besetzt hatten, nicht begehrt war, ist nicht verwunderlich, denn das Gebäude ließ sich nur schwer heizen, auch wenn es später mit Öfen ausgestattet wurde. Die sowjetischen Offiziere bevorzugten die mit Ferngas beheizten Villen aus den 20er und 30er Jahren. Mit dem Bau der Villa Kasbaum begann die erste Bebauungswelle, bis 1914 war etwa ein Viertel der erschlossenen Fläche bebaut. Fabrikbesitzer, vermögende Pensionäre ließen sich hier ihre Villen errichten. Eine zweite Bebauungsphase begann in den 20er Jahren und endete mit dem Beginn des Zweiten Weltkrieges.

Da das Viertel eine Ringstraße, den Majakowskiring, als Hauptstraße hat, eignet es sich sehr

gut für Führungen. Von der Villa aus starten wir in Uhrzeigerichtung, und der starke Wind und die feuchte Kälte bleiben unsere Begleiter. Das Viertel überstand nahezu unbeschadet die Bombenangriffe auf Berlin und die Kampfhandlungen im April und Mai 1945. Doch auch hier marodierten sowjetische Soldaten und vergewaltigten Frauen. Herr Schulze ist ein wandelndes Lexikon, was das „Städtchen“ und seine Bewohner betrifft. Jahrzehntlang hat er sich mit der Geschichte des Viertels befasst, hat geforscht. Unser Manfred Kuhnke war einer seiner Gewährsmänner, der ihn in der ersten Zeit geführt, dann unterstützt hat. Mehrmals zitiert er aus Manfreds Buch *Verstrickt in die Zeiten*. Der Platz reicht nicht aus, um all die Fakten und Anekdoten zu berichten, die wir auf diesem ungefähr 90-minütigen Rundgang erfahren. Wer mehr wissen möchte, sollte sich Hans-Michael Schulzes Buch *In den Wohnzimmern der Macht* besorgen. Bereits Ende Mai 1945 wurden erste Häuser beschlagnahmt, die Bewohner, wenn ehemalige Parteigenossen, verhaftet, die anderen am Betreten

ihrer Häuser gehindert. Bis zum 12. August hatten die Bewohner des Majakowskiring und des Rudolf-Ditzen-Weges (damals Kronprinzenstraße und Eisenmengerweg) ihre Villen zu räumen. Nicht nur hohe sowjetische Offiziere, sondern auch kommunistische Exilanten, die nun die politische Spitze der SBZ bilden sollten, fanden hier Unterkunft. Inzwischen lebte die gesamte KPD-Führung in bürgerlichen Verhältnissen, zum Teil mit Chauffeur und Hausangestellten. Doch nicht nur die Besatzungsmacht und Kommunistenführer lebten Tür an Tür. Das Städtchen wurde auch zum Domizil von Künstlern, sprich Kulturschaffenden, die der neuen Kulturpolitik dienen oder sie leiten sollten. Doch ich greife vor.

Nächster Halt: Die Kreuzung Majakowskiring/Rudolf-Ditzen-Weg. Eine Seite wird von Nachwendevillen beherrscht. Und während Hans-Michael Schulze einiges aus Hans Falladas Berliner Zeit berichtet, ziehe ich mich dezent zurück, um meine Schuhsohlen zu reinigen. Die Gegend hier scheint sehr hundefreundlich zu sein. Die Karawane hat sich schon zum



Foto: Wolfgang Behr

Höhepunkt unseres Rundganges aufgemacht, während ich noch als Familienfotograf vor dem Straßenschild agiere, denn Achim Ditzen und Benjamin, der jüngste Sohn Ulrich Ditzens, sind mit Familie anwesend.

Es gäbe noch viel Interessantes zu berichten. Doch ich fasse mich kurz. Das Haus, vor dem wir stehen, es liegt fast am Ende des Rudolf-Ditzen-Weges, der hier als Sackgasse endet, ist wohl allen Fallada-Enthusiasten bekannt. Damals der Eisenmengerweg 19. Hier schrieb Hans Fallada seine letzten beiden Romane, zahlreiche Erzählungen und Arbeiten für die *Tägliche Rundschau*, nahm so teil am kulturellen Neuanfang in der SBZ und erlebte zahlreiche Krisen. Er war nicht der einzige Autor, der im „Städtchen“ lebte, aber einer der prominentesten.

An dieser Stelle endet die offizielle Führung, doch Herr Schulze will uns noch die Becher-Villa zeigen. Johannes R. Becher, Gründungspräsident des Kulturbundes, erster Kulturminister der DDR, Förderer Falladas. Unser Weg führt an der Villa Wilhelm Piecks (29) vorbei, in der Nachbarschaft vom Majakowskiring 26. Hier wohnte Walter Ulbricht mit seiner Lebensgefährtin Lotte Wendt, mit Adoptivtochter und Dienstmädchen. Nachbarn Ulbrichts waren der Arbeiterschriftsteller Karl Grünberg, ab September 1945 Franz Dahlem.

Das Städtchen blieb ein besonderer Ort bis 1989. Auch wenn es nicht mehr hinter Bretterwänden lag, so lebte doch hier ein Teil der Nomenklatura, der später nach Wandlitz zog. Namen, die viele von uns im Osten Aufgewachsenen noch heute kennen: Grotewohl, Hoffmann, Honecker, Benjamin ..., andere lebten hier bis zu ihrem Tod.

Vor dem Schloss Niederschönhausen verabschieden wir uns von Hans-Michael Schulze. An dieser Stelle mein Dank an ihn! – Wenn nur nicht diese nasse Kälte gewesen wäre.

Die Festveranstaltung

Nun, die Sommerresidenz der preußischen Königin Elisabeth Christine empfängt uns recht kühl. Aber im Festsaal selbst ist es schon wärmer als draußen im „Städtchen“. Sicher hätten gerne einige der Gäste ihre Winterjacken anbehalten. Aber das geht natürlich nicht bei einem Festakt. Stil und Etikette!

Pünktlich um 16 Uhr eröffnet Patricia Frisch-Lange vor den etwa 45 Anwesenden den Festakt zu Hans Falladas 75. Todestag. Den musikalischen Übergang gestaltet Anja Dolak auf ihrem Akkordeon, bevor der Vorsitzende der hfg, Michael Töteberg, das Wort ergreift. Kann man einen Autor besser würdigen als mit Wertschätzungen durch seine Kollegen? Und so lässt der Redner Carl Zuckmayer, Kurt Tucholsky und Robert Musil sprechen, bevor er sich der Biografie des heute Gewürdigten widmet. Aber er lässt auch ihn zu Wort kommen, schildert, wie Fallada seine ersten Schritte bei Rowohlt im Verlag erlebt hat. Die Zuhörer nehmen teil an Falladas Lebensstationen, an seiner Werkgeschichte. Michael Töteberg hält keine Lobrede, er zeigt auch die Schattenseiten des Autors, der heute gewürdigt wird, schildert, wie der Autor versucht, sein Boot durch die rauer werdende politische See zu steuern, dabei Kompromisse schließt, zum Teil in die Kolportage abgleitet und nicht als Held sterben will.

Nach der musikalischen Überleitung liest der Schauspieler Wolfgang Wagner aus Michael

Tötebergs Roman *Falladas letzte Liebe*. Den musikalischen Abschluss bietet Anja Dolak. Danach wird zu einem Sektempfang eingeladen.

Der gelungene Nachmittag endet mit Gesprächen und Beisammensein im Flur vor dem Saal. Hätten die Organisatoren geahnt, dass der 5. Februar so nasskalt werden würde – sicher hätten sie für Glühwein gesorgt.

¹ Fallada, Hans: *Ewig auf der Rutschbahn. Briefwechsel mit dem Rowohlt Verlag*. Reinbek: Rowohlt 2008, S. 392.

Zum Tod der Fallada-Preisträgerin Birgit Vanderbeke

PATRICIA FRITSCH-LANGE

Als kurz nach Weihnachten 2021 bekannt wurde, dass Birgit Vanderbeke am 24. Dezember verstorben war, kam mir sofort die Erinnerung an eine Lesung bei den Hans-Fallada-Tagen 2006 in den Sinn. Zum ersten Mal in der Geschichte der Hans-Fallada-Tage sollte es eine lange Museumsnacht geben, während der verschiedene Vorlesende ihnen besonders am Herzen liegende Texte vortragen.

Es war eine von diesen lauen Sommernächten, die beinahe mediterran anmuten, man saß dicht gedrängt im Halbrund des Scheunentheaters, umringt von Fackeln das Publikum, im Schein einer Leselampe die Vorlesenden, sich beim Sprechen vergeblich der um das Licht schwirrenden Motten und Mücken erwehrend.

Heide Hampel hatte das Buch *Das Muschelessen* von Birgit Vanderbeke gewählt und trug den Text mit strenger und trockener Stimme vor, die den so unendliche Monotonie und Bedrücktheit ausstrahlenden Text geradezu inszenierte. Das Publikum lauschte gebannt und bangend auf die Auflösung der Frage: „Kommt er oder kommt er nicht?“ – der Vater nämlich, auf den seine Tochter, ihr Bruder und ihre Mutter, versammelt um den Topf voller Muscheln auf dem Tisch, warten müssen.

Diese Lesung war auch eine Reminiszenz an die im Jahr 2002 mit dem Hans-Fallada-Preis der Stadt Neumünster ausgezeichnete Schriftstellerin Birgit Vanderbeke. Mehrfach hatten wir sie zu den

Hans-Fallada-Tagen eingeladen – immer vergeblich; der Termin Ende Juli passte leider nie in den Terminkalender der in Südfrankreich lebenden Autorin. Ich bin überzeugt, es hätte ihr in Carwitz gefallen, auch wenn es dort nicht sehr französisch ist. Sie hätte sich dort auf die Spuren der Murkelei-Geschichten begeben können, die sie, wie sie in ihrer Rede bei der Verleihung des Hans-Fallada-Preises bekannte, trösteten in der Einsamkeit ihrer Kindheit, nachdem sie 1961, kurz vor dem Bau der Mauer, als Fünfjährige mit ihren Eltern fortgezogen war aus dem Brandenburgischen nach Frankfurt am Main, ohne Aussicht auf Rückkehr in die vertraute Umgebung.

Um die zwanzig Romane und längere Erzählungen liegen von ihr vor, beginnend mit ihrem literarischen Debüt 1990 *Das Muschelessen*, für das sie den Ingeborg-Bachmann-Preis erhielt. Danach folgten unter anderem *Alberta empfängt einen Liebhaber*, *Geld oder Leben*, *Die sonderbare Karriere der Frau Choi*, *Das lässt sich ändern* und schließlich die Trilogie *Ich freue mich, dass ich geboren bin/Wer dann noch lachen kann/Alle, die vor uns da waren* (veröffentlicht 2020). Für ihr Werk wurde sie mehrfach ausgezeichnet.

Neben Romanen und längeren Erzählungen verstand sie sich auch auf die kurze Prosa. Einiges davon findet sich versammelt auf ihrer Homepage. Dass die Verbundenheit mit Hans Fallada in den vielen Jahren ihres erfolgreichen Schaffens nie abgerissen ist, zeigt sich in ihrem Nachwort für den 2012



Birgit Vanderbeke © Julian Vanderbeke

im Aufbau Verlag erschienenen Geschichtenband *Der Bettler, der Glück bringt* mit einer Auswahl aus der 1991 von Günter Caspar herausgegebenen Sammlung *Gute Krüseliner Wiese rechts und 55 andere Geschichten*. Darin schreibt sie:

„... hier kommt man zu Falladas Stärke, sind diese kleinen Arbeiten oft etwas auf unangestrengte Weise gelungen, sei es als Stilübungen, sei es als Momentaufnahme, als Skizze, die dann später etwas abgewandelt in einem Roman wieder auftaucht; in dieser Form nämlich, gerade weil Fallada so nah an seinem eigenen Leben entlang schreibt, zeigt sich der genaue und einfühlsame Beobachter seiner Zeit, der seine Umgebungen und Milieus sprachlich einfangen und festhalten konnte.“

Ebendies zeichnet auch Birgit Vanderbekes Kunst aus. Oder wie Felicitas von Lovenberg, Verlegerin von Piper, Vanderbekes langjährigem Verlag, es formulierte: „Mit Birgit Vanderbeke verliert die deutschsprachige Literatur eine kraftvolle, eigensinnige und unverwechselbare Stimme.“

„freitags bei Fallada“

13.05.: Carwitzer Lesestunde:

Mein Vater und sein Sohn
Lesung mit Museumsleiter
Dr. Stefan Knüppel
Eintritt: 6 € / ermäßigt 4 €

27.05.: „Falladas letzte Liebe“

Lesung mit dem Autor
Michael Töteberg
Eintritt: 10 € / ermäßigt 8 €

10.06.: Carwitzer Lesestunde:

Wir hatten mal ein Kind
Lesung mit der Kabarettistin und
Autorin Bastienne Voss
Eintritt: 10 € / ermäßigt 8 €

24.06.: „Träum mich, Geliebte“

Lesung mit der Autorin
Barbe Maria Linke
Eintritt: 10 € / ermäßigt 8 €

08.07.: Carwitzer Lesestunde:

Lieber Hoppelpoppel – wo bist du?
Fallada-Geschichten für Kinder
und Erwachsene
Lesung mit dem Schauspieler
Jan Damitz
Eintritt: 10 € / ermäßigt 8 €

22.07.: „Olympia“

Lesung und Gespräch mit dem
Autor Volker Kutscher
Eintritt: 14 € / ermäßigt 12 €

**05.08.: „Komm zu mir in der
Nacht ... und uns gehört das
ganze bunte Leben!“**

Literarisch-musikalischer
Else-Lasker-Schüler-Abend mit
Isa Fallenbacher, Sibylle Friz und
Wolfgang Rieß
Eintritt: 14 € / ermäßigt 12 €

19.08.: Carwitzer Lesestunde:

Der eiserne Gustav
Lesung mit dem Schauspieler-
ehespaar Katharina Groth und
Wolfgang Wagner
Eintritt: 10 € / ermäßigt 8 €

02.09.: Carwitzer Lesestunde:

Kleiner Mann – was nun?
Grammophon-Lesung mit
Jo van Nelsen
Eintritt: 14 € / ermäßigt 12 €

16.09.: Carwitzer Lesestunde:

Wenn du fort bist, ist alles nur halb
– Hans Falladas Briefwechsel mit
seiner Frau Anna („Suse“)
Lesung mit der Schauspielerin
Carina Wiese und Museumsleiter
Dr. Stefan Knüppel
Eintritt: 10 € / ermäßigt 8 €

„freitags bei Fallada“: Mitte Mai bis
Mitte September, **zweiwöchentlich**
freitags, 20 Uhr, im Hans-Fal-
lada-Museum Carwitz, Zum Boh-
nenwerder 2, 17258 Feldberger
Seenlandschaft

Zum Redaktionsschluss war noch
nicht abzusehen, wie das Veran-
staltungsjahr 2022 wird verlaufen
können. Wir sind bemüht, die Ver-
anstaltungen planmäßig stattfin-
den zu lassen, können aber nicht
vorhersagen, ob und unter wel-
chen Bedingungen dies möglich
sein wird. Bitte halten Sie sich da-
her stets auf dem Laufenden und
haben Sie Verständnis für eventuelle
kurzfristige Änderungen! Vie-
len Dank!

*Aktuelle Informationen und Karten-
reservierungen unter 039831 20359,
museum@fallada.de und direkt an
der Museumskasse. Für die Lesung
am 22.07. ist keine Reservierung
möglich, da diese im Rahmen der
Hans-Fallada-Tage stattfindet.
Einlass in der Regel 30 Minuten vor
Beginn der Veranstaltungen, die ent-
weder im Scheunensaal, im Scheu-
nentheater oder auf dem Hof des Mu-
seums stattfinden.*

Neues aus dem Museumsladen

Auch seit der letzten Ausgabe des **SALATGARTEN** konnte das Angebot des Museumsladens vergrößert werden. Alle Neuheiten seien hier genannt:

Fallada, Hans: *Kleine Leute in großen Geschichten*. Herausgegeben von Michael Töteberg. Matrix Verlag, Wiesbaden 2021. (Preis: 16,00 €)

Teutsch, Oliver: *Die Akte Klabautermann – Die Entstehung eines Welt-Bestsellers* (Roman). Axel Dielmann Verlag, Frankfurt am Main 2022. (Preis: 20,00 €)

Töteberg, Michael: *Falladas letzte Liebe* (Roman). Aufbau Verlag, Berlin 2021. (Preis: 22,00 €)

DVD: Fallada – letztes Kapitel (Biografieverfilmung). Regie und Drehbuch: Roland Gräf. Mit Jörg Gudzuhn, Jutta Wachowiak, Katrin Sass, Corinna Harfouch, Ulrike Krumbiegel u.v.a. Produktion: DEFA-Studio für Spielfilme, 1988. Länge: ca. 97 min. DEFA-Stiftung und ICESTORM Media GmbH. (Preis: 19,95 €)

Alle Titel liegen im Museumsladen aus. Bestellungen sind im Fallada-Museum möglich: 039831 20359 oder museum@fallada.de.

Darüber hinaus bieten wir eine große Zahl antiquarischer Bücher an. Informieren Sie sich bitte! Bücherspenden für den antiquarischen Buchverkauf sind jederzeit willkommen.

Die 31. Hans-Fallada-Tage

Vorschau

Freitag, 22.07.2022

16.00 Uhr, Hans-Fallada-Museum Carwitz, Scheunensaal oder Scheunentheater

Eröffnung der

31. Hans-Fallada-Tage

durch Michael Töteberg, Vorsitzender der Hans-Fallada-Gesellschaft e. V.

anschließend:

„Hans Falladas Krankenakten“
Vortrag von Prof. Klaus-Jürgen Neumärker

„Falladas letzte Liebe“ und
„Die Akte Klabautermann“
Buchvorstellungen und Podiumsgespräch mit Michael Töteberg und Oliver Teutsch, moderiert von Dr. Sabine Koburger

20.00 Uhr, Hans-Fallada-Museum Carwitz, Scheunensaal oder Scheunentheater

„Olympia“

Lesung und Gespräch mit dem Autor Volker Kutscher

Samstag, 23.07.2022

10.30 Uhr, Hans-Fallada-Museum Carwitz, Scheunensaal

Mitgliederversammlung der Hans-Fallada-Gesellschaft e.V.

Interne Veranstaltung, nur für Vereinsmitglieder!

15.00 Uhr, Hans-Fallada-Museum Carwitz, Scheunensaal, Scheunentheater oder Garten

Kinderveranstaltung

„Geschichten aus der Murkelei“

Puppenstück nach Hans Fallada für kleine und große Menschen ab drei Jahren mit dem Puppentheater „Fingerleicht“

15.30 Uhr, Dorfkirche Carwitz

„Nathalie oder

Das gestohlene Lied“

Lesung mit dem Autor Lutz Dettmann

19.00 Uhr, Hans-Fallada-Museum Carwitz, Scheunensaal oder Scheunentheater

„Beinahe Alaska“

Lesung mit der Autorin und Fallada-Preisträgerin Arezu Weitholz

22.00 Uhr, Hans-Fallada-Museum Carwitz

Filmvorführung „Fallada – letztes Kapitel“ im Rahmen der 17. Carwitzer Museumsnacht

Sonntag, 24.07.2022

10.30 Uhr, Alter Friedhof Carwitz

Ehrung Hans Falladas zum

129. Geburtstag

Begrüßung: Michael Töteberg, Vorsitzender der Hans-Fallada-Gesellschaft e. V.

Lesung: Lutz Dettmann

Musik: Silke Lange, Akkordeon

13.30 Uhr, Hans-Fallada-Museum Carwitz, Scheunensaal oder Scheunentheater

„Wir hatten mal ein Kind“

Lesung aus Hans Falladas Roman mit Thomas Brückner, musikalisch begleitet von Katharina Sommer, Uwe Kropinski und Günter Baby Sommer

Diese Veranstaltung ist eine Kooperation der Hans-Fallada-Gesellschaft und der Stiftung Mecklenburg, Schwerin.

16.00 Uhr, Hans-Fallada-Museum Carwitz, Garten

Literarischer Gartenspaziergang

mit Mitgliedern der Hans-Fallada-Gesellschaft und Museumsleiter Dr. Stefan Knüppel

Sonderausstellung

Im Scheunensaal des Hans-Fallada-Museums ist als Leihgabe des Brandenburgischen Literaturbüros die Sonderausstellung „Endzeit Europa“ zu sehen.

Wir weisen darauf hin, dass die Veranstaltungen teilweise im Freien stattfinden. Für die gastronomische Betreuung der Gäste auf dem Fallada-Anwesen sorgt die Firma „Bluhms Delikat“.

Das *Hans Fallada Handbuch*

– ein Meilenstein in der Fallada-Forschung

EDMUND BRANDT

Der erste – und bleibende – Eindruck: Endlich! Das von Gustav Frank und Stefan Scherer herausgegebene Handbuch stellt sich als die Fundgrube dar, in der zusammengetragen, aggregiert und zu einem Gutteil weitergeführt wird, was Fallada-Forschung ausmacht. Nachdem in der Vergangenheit jedenfalls in der allgemeinen Wahrnehmung immerzu die Biografie-Elemente im Vordergrund standen, zuletzt gespeist durch die beiden 2017 erschienenen Biografien von Uzulis und Walther, ganz aktuell im Anhang des Bandes *Lilly und ihr Sklave*, hat zwar in den letzten Jahrzehnten kontinuierlich und mit einer immer weiter ansteigenden Kurve eine analytische Durchdringung von Falladas Werk stattgefunden. Diese Forschung fand aber weitgehend disparat statt, war – und ist – an keinem Ort gebündelt, musste jeweils mit beträchtlichem Aufwand erschlossen werden. Das ist nun – ein Segen(!) – vorbei. Das Handbuch macht sichtbar, wo die Fallada-Forschung gegenwärtig steht und liefert wichtige Hinweise im Hinblick darauf, wohin sie gehen müsste und sollte. Den Herausgebern ist es gelungen, Autorinnen und Autoren zu versammeln, die sich an die Kärnerarbeit gemacht haben, für die einzelnen Werksegmente den Forschungsstand auf den Punkt zu bringen und zu diskutieren. Jeder, der ein solches Unternehmen hinter sich gebracht hat, weiß, wie mühselig das ist: Autoren springen ab, Termine werden nicht eingehalten, die Beiträge halten sich

nicht an die vorgegebene Gliederungsstruktur oder lösen qualitativ doch nicht das ein, was man von ihnen erwartet hatte. Gerade wenn man sich das vergegenwärtigt, nötigt das Produkt, ersichtlich ohne Fördermittel entstanden, Anerkennung wenn nicht Bewunderung ab. Das gilt nicht zuletzt für die Auswahl der Autorinnen und Autoren. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, stößt man eher nicht auf arrivierte Fallada-Forscher, sondern auf neue Namen. Nicht selten führte das zu neuen, überraschenden Sichtweisen, was der jetzigen und künftigen Beschäftigung mit Falladas Werk nur guttun kann.

Das voluminöse Handbuch hat insgesamt 740 Seiten und ist wie folgt gegliedert:

Der Abschnitt unter I. befasst sich mit Fallada in seiner Zeit (S. 1 ff.). Unter II. (S. 157 ff.) wird das literarische Werk behandelt. III. (S. 491 ff.) ist der Wirkung gewidmet. IV. (S. 573 ff.) enthält eine Zeittafel, V. (S. 581 ff.) die Fallada-Bibliographie, VI. ein Register (S. 727 ff.). Vorangestellt ist ein Vorwort der Herausgeber (S. XI). Für die literaturwissenschaftliche Durchdringung zentral sind die unter I. und unter II. versammelten Beiträge. Falladas Verortung in seiner Zeit wird subsummiert unter den Gliederungspunkten „Leben: Phasen – Orte – Begegnungen“ sowie unter „Literaturhistorische Kontexte und diskursive Voraussetzungen“. Der dem literarischen Werk gewidmete umfangreiche Abschnitt gliedert sich in „Übergreifende Aspekte zum Gesamtwerk“, „Frühwerk“, „Zeit des Durchbruchs um 1930“,

„Werke im Dritten Reich“ sowie „Werke nach dem Zweiten Weltkrieg“.

Welch' weite, vielfältige Verbreitung Falladas Werk gefunden hat, verdeutlicht der III. Abschnitt mit Beiträgen zu zeitgenössischer Rezeption, Verfilmungen, Hörspielen und Lesungen, Fallada auf der Bühne bis zu Fallada heute mit der internationalen Rezeption, dabei insbesondere der Renaissance in Großbritannien, Israel und den USA.

Nützlich ist ohne Zweifel die Zeittafel, für jeden Fallada-Forscher ein Eldorado die Fallada-Bibliografie, gegliedert in Quellen, Bearbeitungen, zeitgenössische Rezensionen von Falladas Werken und insbesondere der Forschungsliteratur. Letztere ist wiederum untergliedert in Bibliografien und Forschungsübersichten, Biografisches und Allgemeines, Beziehungen im Literaturbetrieb, vergleichende Untersuchungen mit Werken anderer Autoren, allgemeine Darstellungen zu Falladas Werk, Sammelbände, Untersuchungen von Falladas Werk unter spezifischen Fragestellungen und – akribisch aufgeführt – den Werken in alphabetischer Reihenfolge.

Durchgängig erfährt der Leser – genauer der Nutzer des Handbuchs, ein solches Compendium liest man nicht von der ersten bis zur letzten Seite – Neues. Dieses Neue bezieht sich zum einen auf gewissermaßen gegen den Strich gebürstete Interpretationen von Falladas Hauptwerken, beginnend mit *Bauern, Bonzen und Bomben* (S. Marx), *Kleiner Mann – was nun?* (W. Delabar), *Wer einmal aus*

dem *Blechnapf frisst* (H. Gürgen), *Wolf unter Wölfen* (G. Frank/S. Scherer), *Der eiserne Gustav* (S. Woll) oder auch *Jeder stirbt für sich allein* (G. Frank/S. Scherer). Zum anderen werden bisher wenig oder jedenfalls nicht ausreichend wahrgenommene Facetten von Falladas Werk erschlossen. Durchgängig wird auf die Weise ein absolut zuverlässiges Forschungsfundament geschaffen, das seinesgleichen sucht. Damit aber nicht genug: An signifikanten Stellen kommt es geradezu zu „Erkenntnisprüngen“. Ohne jeglichen Anspruch auf Vollständigkeit seien in dem Zusammenhang erwähnt: die Beiträge, die sich dem Frühwerk, der ganzen Periode der zwanziger Jahre, Falladas „Vorwort-Politik“, der Einordnung Falladas zwischen innerer Emigration und NS-Literatur widmen. Und das gilt auch für eine Reihe von Werkinterpretationen, unabhängig davon, ob man der einen oder anderen Deutung nun zustimmen mag oder nicht. Geradezu „Aha-Erlebnisse“ verbinden sich etwa mit S. Koburgers Beitrag, der sich mit dem Umbruch in Falladas Werk um 1925 beschäftigt, also vier Jahre vor *Bauern, Bonzen und Bomben*, dem bisher vernachlässigten Verhältnis des literarischen Werks zur Rezensionsexpraxis und journalistischen Tätigkeit (H. Gürgen) oder dem neuen Blick auf die frühen Romane, bei denen – der Rezensent eingeschlossen – man bisher ersichtlich weitgehend dem eigenen Verdikt Falladas gewissermaßen auf den Leim gegangen war.

Die Fallada-Bibliografie – natürlich drängt sich hier nochmals zugespitzt die Metapher „Fundgrube“ auf. Indes trifft sie es nicht genau, denn mit der akribisch durchgehaltenen Unterteilung

von Quellen, Bearbeitungen, zeitgenössischen Rezensionen und nicht zuletzt Forschungsliteratur droht man keineswegs, am Ende in selbige hineinzufallen. „Schatztruhe“ dürfte es deshalb besser treffen: Sie muss jetzt „nur“ geöffnet werden, um in unerwartet reichem Maße fündig zu werden.

Im Grunde möchte man bei einem so gelungenen, überaus nützlichen Werk gänzlich darauf verzichten, auch nur ansatzweise Kritik zu üben. Die folgenden Anmerkungen sind dementsprechend eher als eine vorsichtige Auflistung von Anregungen/Desideraten zu verstehen, sollte man sich – was höchst wünschenswert wäre – an eine zweite Auflage machen...

Um damit anzufangen: Man würde im Handbuch selbst gern etwas über die Herausgeber und die Autoren erfahren.

So erhellend das Vorwort ist, vermag es doch nur partiell eine systematische und systematisierende Einleitung zu ersetzen, in der etwas zur Ausgangslage, zu den mit dem Vorhaben verfolgten Zielen, nicht zuletzt zu dem methodischen Vorgehen ausgeführt werden könnte. Ob die im Vorwort unverzüglich erfolgende Verortung Falladas als Vertreter der „Synthetischen Moderne“ wirklich den ganzen Fallada trifft, mag man vielleicht doch bezweifeln. Für das Frühwerk gilt es sicher nicht, für etliche Veröffentlichungen der dreißiger und vierziger Jahre ebenfalls nicht. Möglicherweise bedarf es einer solchen Einordnung auch gar nicht.

Jeder Gliederung haftet unvermeidlicherweise etwas Gewolltes, um nicht zu sagen Willkürliches an. Namentlich in einem Handbuch ist es auch überhaupt nicht

schlimm, wenn gewissermaßen mehrfach neu angesetzt und das Eine oder Andere vor die Klammer gezogen wird. Gegen die Einordnung von Beiträgen unter der Überschrift „Literaturhistorische Kontexte und diskursive Voraussetzungen“ auf der einen, „Übergreifende Aspekte zum Gesamtwerk“ auf der anderen Seite ist deshalb an sich überhaupt nichts einzuwenden. Im Interesse einer besseren Leserführung könnten insoweit einige Erläuterungen zu Beginn der großen Abschnitte aber doch nützlich sein.

Jeder Beitrag ist einerseits einem Spezialthema gewidmet, zugleich weist er logischerweise – und das ist gut so – über sich hinaus und auf andere Beiträge. Gerade weil das so ist, wäre es im Sinne der Herstellung von Kohärenz, selbstverständlich auch im Sinne der Herausarbeitung von Divergenz wünschenswert, wenn die Texte ausgetauscht würden und so etwas wie eine Binnendiskussion entstünde – wohlwissend, dass gerade die Beherzigung eines derartigen Desiderats den Herstellungsprozess erschweren kann. Auf der „Haben-Seite“ wäre immerhin zu verbuchen, dass durchgängig ein einheitlicher Erkenntnisstand zugrunde gelegt würde, was derzeit nicht immer der Fall ist.

So hilfreich das Register mit der Aufzählung der Werke Falladas und dem Personenregister ist – für einen raschen Zugriff wäre darüber hinaus ein Sachregister nützlich.

Auch in einem so voluminösen Werk wie dem vorliegenden sind Schwerpunktsetzungen selbstverständlich unvermeidlich, kann nicht jeder Fragestellung gleichermaßen intensiv – oder überhaupt – nachgegangen werden. Dies

selbstverständlich zugestanden, fällt aber doch auf, dass bei der Vorstellung und Erörterung des literarischen Werks die beiden Erinnerungsbücher *Damals bei uns daheim* und *Heute bei uns zu Haus*, vor allem aber das *Gefängnistagebuch 1944* eher nur gestreift werden.

Und leider sehr cursorisch fallen die Überlegungen zur künftigen Fallada-Forschung – verortet in dem Beitrag „Forschungsgeschichte“ aus. Dabei liefern fast alle Einzelbeiträge so etwas wie „Steilvorlagen“ dafür zu diskutieren, in welche Richtung sich die Fallada-Forschung entwickeln könnte und sollte. Das könnte dann auch Überlegungen

zu einer das Werk in den Vordergrund stellenden institutionellen Verankerung befördern.

Ein Letztes: Die 2019 erschienene Hardcover-Ausgabe dürfte mit ihrem Verkaufspreis für nicht Wenige kaum erschwinglich sein. Umso erfreulicher ist, dass der Verlag das Werk für die aktuelle Produktion seiner Paperback-Initiative ausgewählt hat und es nun als Broschur erhältlich ist. Namentlich mit Blick auf die Fallada-Bibliografie spricht im Übrigen eigentlich alles für eine Digitalisierung. Vielleicht könnte das ein eigenes Projekt werden und ließen sich dafür auch Fördermittel einwerben.

Wohlgermerkt: Die zuletzt angesprochenen Aspekte tragen allesamt das Etikett „Anregungen/Desiderate“. Keineswegs sollten sie so verstanden werden, als könnten sie den Wert und die Qualität des Handbuchs nur im Mindesten schmälern. Unangefochten wird es bis auf Weiteres die maßgebliche Bezugsgröße sein, an der sich die Fallada-Forschung zu orientieren hat. Für alle, denen Falladas Werk etwas bedeutet, ist das Anlass zur Freude.

DE
|
G

DE GRUYTER

HANS FALLADA HANDBUCH



Gustav Frank, Stefan Scherer (Hrsg.)

HANS FALLADA HANDBUCH

2018. XIV, 740 S.

Br. € 36,95 [D]

ISBN 978-3-11-076464-2

- ▶ Erste Gesamtdarstellung zum Werk von Hans Fallada
- ▶ Verortung Falladas in der medienkulturgeschichtlichen Situation von der Weimarer Republik bis zur frühen Bundesrepublik
- ▶ Erläuterung der aktuellen weltweiten Fallada-Renaissance
- ▶ Jetzt als Taschenbuchausgabe erhältlich

degruyter.com

Lektor Franz Hessel

Ein Glücksfall für Fallada: Teil 2

SABINE KOBURGER

Vom 16. Januar bis zum 30. Juni 1930 arbeitete Fallada als Angestellter der Rezensionsabteilung des Rowohlt Verlags. In dieser Zeit lernte er die beiden Lektoren Paul Mayer und Franz Hessel näher kennen; mit Mayer verband ihn schon bald ein freundschaftliches Verhältnis, das sich in Briefen u. a. in der Anrede „Liebes Paulchen“ zeigt. Hessel war – und das mag ein Grund sein, warum es zu einer engeren Beziehung zu ihm während der relativ kurzen Zeitspanne von Falladas Anwesenheit nicht kam – nur selten im Verlag anzutreffen, denn er pendelte bereits ab 1929 zwischen Paris, wo seine Frau Helen mit den beiden Söhnen Ulrich und Stefan ein geräumiges Haus gemietet hatte, und Berlin hin und her. Außerdem nahmen ihn diverse Übersetzungsprojekte aus dem Französischen in Anspruch, die er viel besser von zu Hause aus erledigen konnte. Paul Mayer berichtet, dass Hessel selbst Texte für Umschlagseiten lieber zu Hause erstellte: „Die Schmonzetten können wir in der Schule [gemeint ist der Verlag, S. K.] nicht in Ruhe dichten. Komm heute nachmittag zu mir“. In seiner Wohnung setzten wir uns an einen Tisch und jeder entwarf seine Schmonzette. Stets fand er meine besser als seine und ich seine wirkungsvoller als meine. Mit dieser Arbeit verbrachten wir Stunden, manchmal bis zur angenehmen Erschöpfung um ein Wort kämpfend, manchmal auch um ein Komma.“¹

Neben den Arbeiten für den Verlag und seiner schriftstellerischen Tätigkeit – u. a. schrieb Hessel eine

Monografie über *Marlene Dietrich* (1931) – verfasste der „Meister der kleinen Form“² überdies Feuilletons für verschiedene Zeitungen.

Ein Stammgast im Pariser Haus war sein enger Freund Walter Benjamin, mit dem er 1926 die erste Proust-Übersetzung in Angriff genommen hatte (vgl. *Salatgarten* 2/2021, S. 23). Wenn Hessel in Paris war, traf er fast täglich mit Benjamin zusammen; beide befruchteten sich in ihrem Schaffen wechselseitig. Hessel mit seinem Flanierblick zeigte dem Freund die magischen Orte der Stadt und weihte ihn ein in die Kunst des Spazierens und Flanierens: „Langsam durch belebte Straßen zu gehen, ist ein besonderes Vergnügen. Man wird überspült von der Eile der anderen, es ist ein Bad in der Brandung.“³ Hessel und Benjamin gehören mit ihrer Flanier-Prosa zu den berühmtesten „Stadtspaziergängern“ des 20. Jahrhunderts. In seinem Aufsatz *Von der schwierigen Kunst, spazieren zu gehen* für die *Literarische Welt* 1932 hat er seine Art des Spazierens zur Nachahmung



Walter Benjamin, 1928 © Literaturhaus Berlin

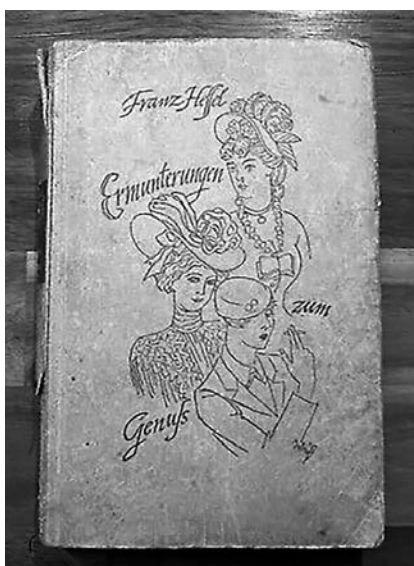
empfohlen, im gleichen Heft hat Benjamin Hessels Buch *Spazieren in Berlin* (1929) unter dem Titel *Die Wiederkehr des Flaneurs* besprochen (vgl. *Salatgarten* 2/2021, S. 24).

Im Juli eben diesen Jahres kommt es zu einem kurzen Briefwechsel zwischen Hessel und Fallada, der indessen mit *Kleiner Mann – was nun?* einen Bestseller gelandet hatte. Fallada hatte Ende Juni dem Verlag ein Roman-Manuskript mit dem Titel *Gutsbeamter Peter Möcke*, verfasst von Hans Joachim Geyer, als eigenes angeboten, um seinem Freund aus alten Radaucher Zeiten zu einer Publikation zu verhelfen. Er hatte Teile des Textes umgeschrieben und auch Erweiterungen vorgenommen. Während sich Mayer bedeckt hielt, drückte Hessel seine Ablehnung unumwunden aus: „Es ist ja sehr viel Ditzeln in diesem Manuskript, und Sie erlauben mir wohl das Urteil, nicht der ganz große, sondern eher der geschickte. [...] Die Stimmung des Buches ist von einer etwas altertümlichen Bravheit, die mir nicht richtiger Fallada zu sein scheint, sondern angewandter. Mit vielen Grüßen Ihr Hessel.“ Nur zwei Tage später antwortete Fallada: „Lieber Freund Franz Hessel, nur das eine: ich bin tatsächlich nicht der Verfasser: drei Abschnitte habe ich neu geschrieben [...]. An dem ganzen Tügs, wo Sie gelesen haben, hab ich vielleicht ne Woche gearbeitet, und das schaffte ich bei eigener Produktion wirklich nicht!“ (Briefwechsel mit dem Rowohlt Verlag, HFA Sign. N 238)

Es ist überliefert, dass Hessel neben Weisheit (oder gerade deshalb?) über viel Humor und Selbst-

ironie verfügte, dass er, wie Paul Mayer in seinem Erinnerungsbuch schreibt, voller Schnurren, Geschichten, Rätsel und Reime steckte.⁴ Im September 1933, als Rowohlt mit Freunden sein 25-jähriges Verlegerjubiläum feierte, verfasste Hessel dazu eine „nichtöffentliche“ heitere Festschrift mit dem Titel *Neue Beiträge zur Rowohlt-Forschung auf Grund der jüngsten Ausgrabungen mit Hilfe namhafter Gelehrter zusammengestellt von Fürchtgott Hesekei*. Unter diesem Pseudonym (manchmal auch unter „Stefan Ulrich“) wird er, nachdem er im Oktober 1938 Deutschland verlassen hat, bis August 1939 feuilletonistische Beiträge in der *Pariser Tageszeitung* schreiben.

Ebenfalls 1933, der Schutzverband deutscher Schriftsteller war bereits gleichgeschaltet, erschien als letzte Buchproduktion zu Hessels Lebzeiten in Deutschland der Prosaband *Ermunterungen zum Genuß*. Ob der Fontane-Abend am 14. November 1933, für den Hessel *Zwei Berliner Skizzen* geschrieben und in 70 Exemplaren in Druck gegeben hatte, noch stattgefunden hat, ist nicht belegt.⁵



Cover „Ermunterungen zum Genuß“

1935, nach dem Inkrafttreten der Nürnberger Rassegesetze, als es für Rowohlt unmöglich wurde, seine jüdischen Lektoren zu halten (zu Hessels Übersetzungsvertrag des Auswärtigen Amtes, der ihm erlaubte, weiterhin in Deutschland zu arbeiten, vgl. *Salatgarten* 1/2021, S. 24), musste er auch Hessels jüngsten Sohn Ulrich entlassen, der nach dem Umzug der Mutter wieder nach Berlin zu seinem Vater zurückgekehrt und als Lehrling im Verlag angestellt war. Trotz des Drängens der Mutter, nach Paris zu kommen, wollte Ulrich zunächst unbedingt bei seinem Vater bleiben, da er sich dort wohler fühlte, und auch, weil er Deutschland als seine Heimat empfand. Erst als er keinerlei Arbeitsmöglichkeiten mehr für sich sah, entschloss er sich schweren Herzens zur Rückkehr nach Frankreich. Seine Mutter stand indessen vor dem Problem, wegen ihres jüdischen Ehemannes nicht mehr für die *Frankfurter Zeitung* schreiben zu dürfen, so dass sie sich, da sie auf die Einkünfte angewiesen war, ein zweites Mal von Franz Hessel scheiden ließ.

Auch wenn Hessel nicht offiziell zum Verlagspersonal gehörte, holte Rowohlt weiterhin seinen Rat ein, wenn es um wichtige Buchentscheidungen ging, so im Oktober 1933 zu Falladas Manuskript von *Kippe oder Lampen* [Wer einmal aus dem Blechnapf frißt, S. K.]⁶ oder bei der Korrektur der Waschzettel-Entwürfe für *Wir hatten mal ein Kind*: „[...] und ich werde diese Korrektur mit Franz Hessel, der in diesen Dingen ja unbezahlbar ist, noch einmal durchsehen und vielleicht die eine oder andere kleine Änderung vorschlagen oder ein wenig kürzen.“ (Rowohlt an Ditzen, 7. August 1934, HFA Sign. N 240). Falladas Antwort darauf: „Freilich halte auch ich Hessel dafür für den

gegebenen Mann, keiner kann es besser als er.“ (Ditzen an Rowohlt, 10. August 1934, ebd.) Als Rowohlt im August 1936 schwankte, ob er Falladas Romanmanuskript *Wizzel Kien* publizieren sollte, bezog er Hessel in die Entscheidungsfindung ein – gleichwohl entschied er sich trotz Hessels und Ernst von Salomons Votum für eine Publikation, das ihn zunächst überzeugte, letztendlich dagegen, sehr zu Falladas Verdross.

Hessel lektoriert „verdeckt“ *Wolf unter Wölfen*



Cover der Erstausgabe, gestaltet von E. R. Weiss © HFA

Nachdem Fallada im April 1937 seinen neuen Roman *Wolf unter Wölfen* angekündigt hatte, setzte Rowohlt, der von dem Manuskript begeistert war, alle Kräfte für das Buch ein. Er entschied, dass neben Friedo Lampe unbedingt der von ihm außerordentlich geschätzte Hessel dieses erfolversprechende Romanwerk lektorieren sollte. Im ersten Arbeitsschritt hatten Lampe und Fallada das gesamte Romanwerk noch einmal gründlich gemeinsam durchgearbeitet. Lampe

hatte sich während dieser Zeit in Carwitz aufgehalten.

Hessels Aufgabe war es, alle Fahnenkorrekturen zu lesen. Am 6. Juli 1937 schrieb Rowohlt: „Liebes Väterchen Fallada! Bei mir sitzt unser Freund Franz, der Sie herzlich grüßen läßt, und der wie ein Flitzbogen auf Ihr neues Buch gespannt ist. Ich habe mit ihm verabredet, daß er für 1.100 Druckseiten [...] ein Korrekturgehalt von RM 200.-- bekommt, und zwar 50 RM sofort, 50 RM am 20. Juni, RM 50.-- am 1. August und RM 50.-- am 15. August oder bei Fertigstellung der Arbeit. Er wird die Fahnenkorrekturen lesen, wird alle durchschnittlichen Verbesserungen mit Blaustift zeichnen, stilistische Verbesserungen mit Rotstift, so daß wir Ihnen allenfalls die Fahnenkorrekturen vor Ablieferung an die Druckerei zum Umbruch auf diese roten Verbesserungen hin noch einmal vorlegen können. Vielleicht kann aber auch Dr. Lampe hier schon endgültig die roten Verbesserungsvorschläge entscheiden.“ (Rowohlt an Fallada, HFA Sign. N 243)

Das musste natürlich geheim geschehen; im Briefwechsel ist nur von Freund Franz oder Fränzchen die Rede. Die 200 RM für Hessel wurden an Fallada geschickt, und dieser überwies das Geld – von der ursprünglichen Absicht der Ratenzahlung hatte Rowohlt wieder Abstand genommen – per Postanweisung an Hessel nach Berlin. Es spricht für Hessel, dass er darauf bestand, die roten Korrekturen direkt mit Fallada zu besprechen, was umgekehrt auch dessen Wunsch war. In einem späteren Brief aus dem Verlag an Fallada geht es darum, ob die Zwischentitel nur in der Inhaltsangabe oder auch im Text erscheinen sollten – auch hier war Hessels Kompetenz

gefragt: „Wegen der Zwischentitel haben wir auch mit Fränzchen gesprochen, der auch noch direkt an Sie deshalb schreibt.“ (Ledig an Fallada, 21. Juli 1937, HFA Sign. N 243)

Wie der Briefwechsel enthüllt, führte das Hin- und Herschicken der Fahnen zwischen Fallada, der Druckerei Breitkopf & Härtel und Hessel zu einigen Problemen, aber schließlich endete auch dieser Arbeitsschritt zur Zufriedenheit aller. Als Fallada die nunmehr fertigen Korrekturfahnen an den Verlag schickte, merkte er in seinem Begleitschreiben an: „Wie nicht anders zu erwarten, macht Franz seine Sache ganz großartig, grade seine Genauigkeit und Sauberkeit im Deutschen kann dem Werke nur guttun. Eigentlich immer kann ich seinen Anregungen folgen.“ (Fallada an Rowohlt, 24. Juli 1937, ebd.) Seiner Mutter hatte er kurz vorher nicht ohne Stolz berichtet: „Der Dichter Hessel erledigt die Fahnenkorrekturen für mich, der Dir vielleicht ein Begriff ist, es ist sehr anständig von Rowohlt, daß er mir diese lange schwierige Arbeit abgenommen hat.“ (Fallada an Elisabeth Ditzen, 11. Juli 1937, HFA N 174)

Als Dankeschön für sein umsichtiges Lektorieren lud Fallada Hessel vom 9. bis 18. Oktober als Gast in sein Haus in Carwitz ein. Manfred Kuhnke beschreibt in seinem Buch *Väterchen Rowohlt, Freund Franz, die unselige Miss Dodd* anhand der Aufzeichnungen Falladas das Beisammensein von Autor und Lektor, ihre ausgedehnten Spaziergänge, das Pilzesuchen, die Bootsfahrten. Hessel habe ihn ermutigt, seine Kindergeschichten weiterzumachen, teilt Fallada am 13. Oktober seinem Verleger mit, er wolle einiges Schwächere weglassen und dafür neue schreiben. Diese Ermutigung Hessels ist nicht

zu unterschätzen – Fallada wird im Juni 1938 das Manuskript der *Geschichten aus der Murkelei* an den Verlag schicken.⁷

Hessel schien der Aufenthalt gutgetan zu haben, so zumindest suggeriert es Rowohlts Rückmeldung an Fallada: „Franz kam heute schwer begeistert bei mir an und brachte mir diesen Brief. Er hat sich ja fabelhaft bei Ihnen erholt, und er war ebenso begeistert wie ich von der Tatsache, daß beim Essen stets mindestens ein guter Mitesser bei Ihnen an der Tafel sitzt!?! Die gleiche Begeisterung wie ich hat er nicht nur fürs Essen, sondern auch für Schwesterchen [i.e. Falladas Tochter Lore, genannt Mücke, S. K.], wobei Uli keineswegs zu kurz kommt.“ (Rowohlt an Ditzen, 19. Oktober 1937)

Und auch Fallada äußerte sich drei Tage später gegenüber seiner Mutter ausnehmend freundlich über seinen Gast: „Unser Besuch ist wieder fort. Er war so still und sanft, der alte Hessel, die Herzen der Kinder hat er ganz gewonnen. Es gibt nichts Geduldigeres als ihn. [...] Das ist nun ein wirklicher Dichter, er hat nicht einen Kompromiss in seinem Leben gemacht, aber auch nie etwas erreicht. Ich habe ihn ‚die letzte Winterfliege‘ genannt, so still und wehmütig summt er durch unsere Räume. Ihm werden wir in Berlin auch einen Besuch machen, er hat mein Herz verlockt durch die Aussicht, in seiner Bücherei kramen zu dürfen (und vieles mitzunehmen). Er hängt nämlich gar nicht an den Dingen, kann sich von allem trennen, und hockt, nachdem er einmal ein recht begüterter Mann war, in einem scheußlichen Berliner Zimmer, Kinder in Paris, Frau in Paris, traurig.“ (22. Oktober 1937, HFA Sign. N 174) Ob Hessel selbst seine persönliche Situation so traurig eingeschätzt

hätte, ist fraglich. Seine Frau Helen spricht in ihrer Biografie von einer kleinen Wohnung in der Lindauer Straße, wo er von treuen Freunden und Freundinnen umsorgt wurde, und überdies, so hebt sie leicht ironisch hervor, „war er von einer Schar junger attraktiver Literatinnen umgeben – unter anderem Maria Kreitner, Ruth Landshoff-York vor ihrer Emigration und Mascha Kaléko – die ihn gern aufsuchten, um ihr Herz auszuschütten und sich auf dem grünen Diwan in seiner Kammer auszustrecken. Franz hörte ihnen aufmerksam zu, bewunderte sie und gab ihnen Rat und Trost“.⁸

In einem späteren Brief Fallada an seine Mutter heißt es: „Der Dichter Hessel hat mich in Freude und Verzweiflung gestürzt. Er will sich verkleinern und hat mir in Berlin eine ganze Kiste Bücher geschenkt, sehr schöne Sachen darunter, und nun weiß ich nicht, wie ich sie unterbringen soll.“ (Fallada an Elisabeth Ditzen, 30. Oktober 1937, ebd.)

Nachdem Rowohlt mit Beschluss vom 1. Juli 1938 aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen und die Deutsche Verlagsanstalt, eine Tochtergesellschaft des nationalsozialistischen Eher-Verlags, die Geschäftsanteile der Rowohlt GmbH erworben hatte, bedeutete das auch das Ende der Arbeitserlaubnis für Hessel, dem das Auswärtige Amt die Übersetzungsrechte entzog. Damit wurde sein weiterer Aufenthalt in Deutschland gefährlich für ihn. Dennoch konnte er sich nicht zur Flucht entschließen (vgl. *Salatgarten 2/2021*, S. 24) und wäre ohne das energische Drängen seiner Frau, die alles bis ins Kleinste vorbereitet hatte, wohl in Deutschland geblieben. Diese Flucht im Oktober 1938, gerade noch rechtzeitig vor

Franz Hessel

Alter Mann

Bibliothek Suhrkamp

© Literaturhaus Berlin

dem Novemberpogrom, schildert er in seinem Text *Letzte Heimkehr*, der eine seiner letzten Arbeiten ist: „Daß ich unbehelligt über die Grenze kam, war mein Glück und im entscheidenden Moment Lellas [Helens, S. K.] Werk. Ihr gelang, was alle andern für unmöglich hielten.“⁹ Das Manuskript sei, so erinnert sich sein Sohn Stéphane, von Hessels Freund Wilhelm Speyer mit nach Amerika genommen worden. Es wurde 1989 unter dem Titel *Letzte Heimkehr nach Paris. Franz Hessel und die Seinen im Exil* von Manfred Flügge, ergänzt durch weitere Lebenszeugnisse, herausgegeben.

Hessels letzter Roman *Alter Mann*, an dem er bis kurz vor seinem Tode arbeitete, blieb unvollendet und galt lange als verschollen, bis sich das Typoskript 1984 im Nachlass von Hessels Freund Alfred Polgar fand. 1987 erschien das Romanfragment, herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Bernd Witte, im Suhrkamp Verlag.

Der Schriftsteller und Literaturwissenschaftler Alfred Kantorowicz notierte am 4. Januar 1941 in

seinem Tagebuch: „Gestern war der alte Hessel bei uns. Wir begegneten ihm oft im Dorf mit einem Schubkarren, einer Markttasche, einem Sack voll Holz. Der gütige alte Mann (den sein gelähmter Sohn [gemeint ist sein Sohn Ulrich, S. K.] und seine kranke Frau nicht von den Alltagsorgen entlasten können) erträgt Hunger und Kälte mit der gleichen heiteren Gelassenheit wie die Unbilden der Lagerzeit [...]. Er hat sogar noch literarische Pläne; er will uns überreden, während der Wartezeit gemeinsam mit ihm einen zeitgemäßen Dekameron zu schreiben. Unter dem Titel *Erzählungen am Lagerfeuer von St. Nicolas* sollen Erlebnisse und Schicksale in unserem Jahrhundert eingefaßt werden“.¹⁰

Nur vier Tage später fand Hessels Begräbnis statt (vgl. *Salatgarten 2/2021*, S. 24). Seine Frau Helen schreibt in ihrer Rede zum 10. Todestag: „Ja, viele kamen; ein défilé unterschiedlichster Menschen, die von ihm Abschied nahmen. Niemand, auch wir nicht, hatte geahnt, daß er dem Sterben so nahe wäre. So leise hatte er sich dem Tod genähert, daß wir es erst merkten, als er schon nicht mehr erreichbar war. [...] Nur der zerlumpte Alte, der mit seiner ewigen Rotweinflasche und einem rüdigem Hund im Schuppen am Gartentor hauste, war nicht überrascht. [...] – Und dann bat er um die Schuhe. Hessel hatte sie ihm versprochen, sobald er sie nicht mehr selber brauchen würde, und dazu gesetzt: ‚Das kann gar nicht mehr lange dauern.‘“¹¹

Nachsatz:

Im Jahr 2010 wurde ein deutsch-französischer Literaturpreis gegründet, der Franz Hessels Namen trägt. Mit dem Franz-Hessel-Preis werden zeitgenössische Autoren

aus beiden Ländern ausgezeichnet, die mit ihrer Literatur die Vertiefung des literarischen Dialogs zwischen Deutschland und Frankreich fördern. Das Literaturhaus Villa Gillet (Lyon) und die Stiftung Genshagen vergeben den mit 10.000 Euro dotierten Preis gemeinsam – an je einen deutschen und einen französischen Autor. Am 24. März 2022 wurden Dorothee Elmiger (*In der Zuckerfabrik*) und Camille de Toledo (*Thésée, sa vie nouvelle*) mit dem Franz-Hessel-Preis 2021 geehrt.

Weiterführende Literaturempfehlungen:

Hessel, Franz: *Sämtliche Werke* in fünf Bänden. Hg. von Hartmut Vollmer und Bernd Witte (1999, zweite aktualisierte u. erw. Aufl. 2013)

Über Franz Hessel. Erinnerungen – Porträts – Rezensionen. Hg. von Gregor Ackermann und Hartmut Vollmer (2001)

Marie Françoise Peteuil: *Helen Hessel. Die Frau, die Jules und Jim liebte. Eine Biografie* (2013)

Stéphane Hessel: *Empört Euch!* (2011) und *Stéphane Hessel: Engagiert Euch!* (2011)

Hessels ältester Sohn Stefan (1917–2013), der sich später Stéphane nannte, lebte seit 1924 in Paris und erhielt 1937 die französische Staatsbürgerschaft. Er kämpfte in der Résistance und überlebte das KZ Buchenwald. Ab 1946 stand er im diplomatischen Dienst; er gehörte der Vertretung Frankreichs bei den Vereinten Nationen in New York an und war an der Redaktion der Charta der Menschenrechte beteiligt.

- 1 Mayer, Paul: *Lebendige Schatten. Aus den Erinnerungen eines Rowohlt-Lektors. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1969, S. 57.*
- 2 Vgl. Sahl, Hans: *Memoiren eines Moralisten. Das Exil im Exil. München: Luchterhand 2008, S. 17.*
- 3 Hessel, Franz: *Der Verdächtige. In: Franz Hessel. Spazieren in Berlin. In: Franz Hessel Werke 3: Städte und Porträts, S. 9.*
- 4 Mayer: *Lebendige Schatten, S. 55.*
- 5 Vgl. Franz Hessel. *Nur was uns anschaut, sehen wir. Ausstellungsbuch. Erarbeitet von Ernest Wichner und Herbert Wiesner. Literaturhaus Berlin 1998, S. III.*
- 6 Vgl. Rowohlts Brief vom 25. Oktober 1933, HFA Sign. N 239.
- 7 Koberger, Sabine: *Ein Autor und sein Verleger. Hans Fallada und Ernst Rowohlt in Verlags- und Zeithorizonten, München: belleville 2015, S. 538 ff.*
- 8 Peteuil, Marie-Françoise: *Helen Hessel. Die Frau, die Jules und Jim liebte. Eine Biographie. Aus dem Französischen von Patricia Klobusiczky. Frankfurt am Main: Schöffling & Co. 2013, S. 291 f.*
- 9 Flügge, Manfred: *Letzte Heimkehr nach Paris, S. 94. Zitiert nach: Peteuil: Helen Hessel, S. 294.*
- 10 Zitiert nach Franz Hessel. *Nur was uns anschaut, sehen wir. Ausstellungsbuch. Erarbeitet von Ernest Wichner und Herbert Wiesner. Literaturhaus Berlin 1998, S. 139.*
- 11 Zitiert nach Peteuil: *Helen Hessel, S. 315 ff.*

„Genieße froh, was du nicht hast“

Franz Hessels Roman „Heimliches Berlin“

HARTMUT VOLLMER

I.

Als Franz Hessel 1927 seinen dritten und zu seinen Lebzeiten letzten Roman *Heimliches Berlin* veröffentlichte, hatte er als Erzähler, Feuilletonist, Kritiker, Übersetzer, Herausgeber und Lektor des Rowohlt Verlags das kulturelle Leben der Weimarer Republik wesentlich mitgeprägt (und u. a. dem jungen Hans Fallada publizistische Unterstützung geboten¹), ohne allerdings eine größere literarische Bekanntheit erlangt zu haben. Hessel interessierte sich zwar sehr für die Moden und Aktualitäten

seiner Zeit, die er in zahlreichen feuilletonistischen Beiträgen mit kritischem und humorvollem Blick kommentierte, beschränkt mit seinen Büchern jedoch Wege eines stillen literarischen Einzelgängers. Das hat ihm nicht selten die Kritik des ‚Antiquierten‘, ‚Anachronisten‘ und ‚Weltabgewandten‘ eingebracht, zugleich aber die Bewunderung als Verfasser einer „klaren, guten und zarten“ Sprache (Joseph Roth)², als „Dichter von der subtilsten Tönung“ (Max Krell)³ hervorgerufen: „Unter seinem Blick und Wort“, so rühmte ihn Alfred Polgar, „wandelte sich die Finsternis rundum zu einer Nacht

aus tausendundeiner, schrumpfte diese Welt voll Teufeln zu einem Spielwerk zusammen“.⁴

Hessels erzählerisches Werk, insbesondere seine – autobiografisch gefärbten – Romane, sind Zeugnisse einer poetischen Vergegenwärtigung des Vergangenen, mit der die utilitäre, possessive Realität der 1920er-Jahre überblendet wurde, sodass sich existenzielle ‚Gegenprojektionen‘ konstituierten. Hessel, der sensible Ästhet und flanierende Augenmensch, der das stille Glück des besitzlosen Genusses und des zweckfreien Zuschauens propagierte, zeigte sich so als ein „Schwellenkundiger“



Einband der Erstausgabe von 1927 mit Illustration von E. R. Weiss

(Walter Benjamin)⁵, dem sich die betriebsame und hektische Großstadt wie ein zauberhaftes, mythologisches und märchenreiches Buch öffnete, das es enträtselnd zu lesen galt. Hessels Roman *Heimliches Berlin* bietet für die Kunst der zeitentgrenzenden Realitätsverwandlung ein eindrucksvolles erzählästhetisches Exempel.

II.

Wie die beiden Romane Hessels zuvor, *Der Kramladen des Glücks* (1913) und *Pariser Romanze* (1920), entstand *Heimliches Berlin* aus der Erinnerung, aus einer zeitlichen und räumlichen Distanz, geschrieben während Hessels Aufenthalt in Paris (1925–27), wo er u. a. gemeinsam mit Walter Benjamin an der Übersetzung von Marcel Prousts *À la recherche du temps perdu* arbeitete. Im Titel und im Prinzip des erinnernden Erzählens von Prousts Opus magnum dürfte Hessel seine eigene Schreibmotivation wiedererkannt haben.

Die im Mittelpunkt des *Heimlichen Berlin* stehende Liebesbeziehung zwischen dem jungen Adligen Wendelin von Domrau und



Franz Hessel in den 1920er-Jahren



Berlin in den 1920er-Jahren
Fotos: Archiv Vollmer

Karola, der Frau des mit ihm befreundeten Philologieprofessors Clemens Kestner und Mutter eines kleinen Sohnes, ist der Auslöser des Aufeinandertreffens differenter Lebenseinstellungen und das ‚Thema‘ eines geradezu ‚sokratischen Tugenddialogs‘.

Wendelin, verarmter Sohn einer ehemals wohlhabenden und namhaften Familie, wird in seinem ungebundenen Berliner Studentendasein durch einen Brief seiner Mutter aufgeschreckt, in dem sie ihn auffordert, das Studium aufzugeben, um als Landwirt auf dem Gut seines Onkels zu arbeiten. Dieser Brief, der Wendelin auf eine Zukunft festzulegen sucht, löst bei ihm einen schweren Entscheidungsprozess aus, hat er die Stadt und die dort lebenden Menschen, mit denen er verkehrt und die er nun verlassen soll, doch sehr lieb gewonnen. Vor diesem Hintergrund wird der von Hessel geschilderte Vorfrühlingstag des Jahres 1924 für Wendelin zum Anlass für eine zukunftsweisende Lebensreflexion, zur Suche nach einer glücklichen Existenzmöglichkeit. Die Begegnungen auf dem Weg dieser Existenzsuche stellen sich ihm als verschiedene Lebensangebote dar. Sie reichen von der Lebensphilosophie des väterlichen

Freundes Clemens Kestner bis hin zum mondänen Augenblickeleben der Freundin Margot, die Wendelin eine ‚gute Partie‘ verschaffen will, oder zum luxuriösen Genussleben des Kunsthändlers Donath, der dem Existenzsuchenden die Teilhaberschaft seines Kunstgewerbeladens anbietet. Wendelin bleibt jedoch das großgewordene, lebenlernende, von allen geliebte Kind, das sich noch nicht entscheiden kann, wohl auch nicht will. In Karola Kestner, der er am Abend zuvor auf einem Kostümfest nähergekommen ist, hat er nun einen lieben und bezaubernden Menschen gefunden, der wie er ein *eigenes* glückliches Leben sucht.

Karola fühlt sich in ihrem familiären Kreis, in dem ihre Schwester Oda zudem noch die häuslichen und mütterlichen Pflichten übernommen hat, überflüssig, unnützlich und leer. Ihre Ehe ist zwar im eigentlichen Sinne nicht unglücklich, doch beklagt sie die gütige Weltfremdheit ihres zurückgezogen in seinem Studierzimmer hausenden Mannes und dessen duldsames Leben aus der Distanz.

Als sie am Morgen bei Wendelin erscheint, spürt sie so stark wie nie zuvor, aus ihrem alten Leben ausbrechen zu müssen. So beschließt das Paar, nach Italien, ins Land der

Romantik zu reisen und dort ein gemeinsames neues Leben zu beginnen. Die folgenden Kapitel des Romans erzählen aus wechselnder Perspektive von den Erlebnissen der beiden Liebenden an diesem – vermeintlich letzten – Tag in Berlin.

Karola, wie Wendelin durch die Straßen Berlins flanierend, trifft auf den schwerreichen Bankier E. I. Eißner, den „König der Amalekiter“ (275)⁶, der sie auf einen Streifzug durch die „Geheimnisse von Berlin“ (312), durch die Salon- und Vergnügungswelt mitnimmt. Als sich Karola und Wendelin nach ihren getrennten Streifzügen in einem nächtlichen Kabarett wiedersehen und nun die gemeinsame Reise, die ‚Liebesflucht‘, anzutreten beabsichtigen, will Karola, gegen inständiges Bitten Wendelins, noch einmal ihr Kind sehen. Wendelin, vor Karolas Wohnung stehend, wartet vergeblich auf ihre Rückkehr. Stattdessen erscheint Clemens, der ihm einen Zettel Karolas reicht: „Ich kann nicht, Wendelin. Ich danke dir, daß du gewollt hast. Das ist mir schon Glück.“ (335) So sind es letztlich ihre Mutterpflichten, die die Reise und damit den abenteuerlichen Sprung in die ungewisse Zukunft verhindern. Wendelin aber „muß jetzt einfach fort, zur Mutter, aufs Land“ (336).

Wenngleich Wendelin von Domrau und Karola Kestner zu keinem Happy End finden, entfaltet Hessel durch den ‚sokratischen Gelehrten‘ Clemens Kestner, der sich unschwer als ein Alter Ego des Romanautors identifizieren lässt⁷, die Utopie des besitzlosen Genusses: „Genieße froh, was du nicht hast“ (318), lautet Kestners ethisches und ästhetisches Programm, das eine Anteilnahme an allem ermöglicht, gegen jegliche Armut schützt und ein freies Wirklichkeitserleben

bietet: „Das Leben ist überall für dich da“, lehrt Kestner den lebens- und liebessuchenden Jüngling Wendelin, „gratis zu jeder Tageszeit, nur laß dich nicht ein, genieße alles, besitze nichts. Besitz beraubt.“ (319) Die Großstadtrealität charakterisiert sich für Kestner durch eine Aneinanderreihung von ‚Wirklichkeitspartikeln‘, die sich gleichsam als Chiffren der modernen Realität darstellen: „Ich brauche nicht in Läden zu treten, mir genügen Schaufenster, Auslagen, die riesigen Stilleben von Würsten und Weintrauben, rosa Lachs, Melonen und Bananen, gespreitete Stoffe, schlängelnde Krautwatten, schmiegende Pelze, lastende Lederjacken. Mir genügt das Schauspiel der Aus- und Eingänge. Drehtüren schaufeln mir Diplomaten und Herzoginnen, junge Boxer und Dollartöchter zu. Ich brauche nicht in den großen historischen Film zu gehen, mir genügen die Renaissancebausche, Koller und Trikots der bunten Bilder am Eingang. Reklamen an Hinterhauswänden längs der Stadtbahn, in Wartehallen und auf Glasscheiben der Untergrundwagen, Titel, Aufschriften, Gebrauchsanweisungen, Abkürzungen, da hast du ja das ganze Gegenwartsleben, ablesen kannst du es im Vorübergehen, brauchst nichts anzufassen, es zerfiele dir doch nur in den Händen zu grauer Asche der Vergangenheit. Nimm nichts, sonst mußt du es wegwerfen“ (318).

Es ist dies die Weltsicht des ungebundenen Flaneurs, die Hessel, erlernt in den Metropolen Berlin und Paris, immer wieder proklamiert hat, und die sich zur Wehr setzt gegen eine Einengung und Einschränkung der zu perzipierenden Wirklichkeit, wie sie das Besitzenwollen und Sicheinlassen nach sich ziehen *muss*, denn es se-

lektiert, schafft eine ‚Hierarchie‘ der Dinge.

Clemens Kestners Postulat des besitzlosen Genießens betrifft aber nicht nur die *gleich-wertigen Dinge* der Realität, sondern vor allem auch die *Menschen*, ihre Beziehung zueinander. Die Philosophie des ‚Sichnichteinlassens‘, des ‚Nichtbesitzenwollens‘ fordert eine distanzierte Liebe, die, indem sie frei von Besitzansprüchen ist, auch frei von einer quälenden Eifersucht, dem „Schatten der Liebe“ (269), wird. Allein aus der Haltung des besitzlosen Liebens heraus kann Kestner, als er von der Liaison Karolas und Wendelins erfährt, seiner Frau auch keinen Vorwurf machen. Er sieht ihr vielmehr „von nah und weit“ zu (321), in der Gewissheit: „Wenn ich ihr die Freiheit nehme, beherrscht sie mich“ (331). Als Wendelin den grundlegenden Einwurf macht: „Wenn ich aber liebe, begehrt ich doch. Wie kann man lieben, ohne besitzen zu wollen?“ entgegnet Kestner: „Du fragst erschütternd. Ist hier meine Schwäche? Ich habe es wohl nie begriffen, daß zum Lieben Besitzen gehört. Da müßte man sich ja das geliebte Wesen aneignen und also enteignen, und was man mit sich vereint, das ändert man. Ich aber möchte alles erhalten, wie es mir erst erschien.“ (319) Erst die Aneignung raubt den Menschen, wie den Dingen, also den Zauber, die Einzigartigkeit des ‚ersten Blicks‘, die Schönheit des freien Seins, macht sie, da Besitz nicht von ewiger Dauer sein kann, vergänglich, ‚sterblich‘.

Der durch Berlin flanierende Philologieprofessor und „Seelen-dirigent“⁸ Clemens Kestner empfindet inmitten „hochmodernster Technik“ (279) etwas ‚seltsam Alttertümliches‘, etwas Unvergängliches, Ewiges, Göttliches, das dem

scheinbaren Un-Sinn der modernen, ephemeren (Oberflächen-) Wirklichkeit einen tieferen Sinn verleiht: „Oh, in wieviel Schichten und Zeiten leben wir doch alle miteinander, und die tausendjährigen Mythen sagen das Leibhaftigste aus über die Geheimnisse unserer Gemeinschaften.“ (284)

Hessels Schriftsteller-Freund Walter Benjamin hat in seiner Rezension des *Heimlichen Berlin* mit Verweis auf die antikische Orientierung des Romans das strenge Strukturprinzip des Buches herausgestellt, das besonders durch die Einheit des Ortes und der Zeit – „in vierundzwanzig Stunden schürzt und löst sich die Liebesverwirrung“⁹ – eine nahe Verwandtschaft zum Griechendrama erkennen lasse. Wie modern der Roman dabei aber ist, zeigt Benjamins Hinweis auf eine dem Buch zugrundeliegende Technik der „Photomontage“¹⁰, die sich in der bereits genannten Überblendung der urbanen Realität durch fiktive und mythologische Bilder manifestiert. Gewissermaßen ‚filmisch‘ versucht Hessels Roman die simultanen, vielfältigen und nuancenreichen Geschehnisse eines Tages in der Großstadt zu beleuchten, die Realitätsausschnitte mit einer ‚cinematographischen Montagetechnik‘ zu arrangieren. Szenisch wird der Frühlingstag des *Heimlichen Berlin* in dreizehn Kapitel segmentiert, die aus wechselnder Perspektive die Schicksale der drei Protagonisten – Wendelin von Domrau, Clemens Kestner und dessen Frau Karola – miteinander verknüpfen.¹¹

Resultiert die Montage- oder Überblendungstechnik des Romans in formaler Betrachtung aus der narrativen Gestaltung einer heterogenen und akzelerierten großstädtischen Wirklichkeit, ist sie erzählthematisch consequen-

ter Ausdruck einer existenziellen Spaltung in Schein und Sein, Realität und Idealität, moderne Gegenwart und antike Vergangenheit. Das Liebespaar Wendelin und Karola, das aus der bedrückenden, sinnverlorenen alltäglichen Ordnung auszubrechen versucht, findet sich wieder zwischen der realitätsrelativierenden bzw. -idealisierenden Lebensphilosophie Clemens Kestners und der am sinnlich-materiellen Genuss orientierten Welt Margots, Donaths und Eißners. Die konträren Lebensentwürfe, die dem existenzsuchenden Paar offeriert werden, reflektieren den Verlust eines glückserfüllten Daseins, die Auflösung eines harmonischen Weltganzen, das Kestner als Ideal in der Antike erblickt. Dementsprechend lässt Hessel im *Heimlichen Berlin*, wie in seinem gesamten Werk, fortwährend ‚vorgeschichtliche‘, ‚göttliche Spuren‘ erscheinen, die in der Realität moderner Zivilisation an das wahre Sein gemahnen, das als Ideal stets den Hintergrund für das alltägliche Dasein mit all seinen Problemen, Konflikten, Ängsten und Leiden bildet. Clemens Kestner tritt dem ordnungsbrechenden Liebespaar als distanzierter Ehemann und weiser Mentor entgegen, der den mondänen ‚Lebemenschen‘, die das Paar werbend umringen, aber sonderbar und weltfremd erscheint. Am Ende des Romans, im Morgengrauen am Berliner Landwehrkanal, hat sich im Augenblick der Erkenntnis Wendelins, dass auch er Karola nicht besitzen kann, die Philosophie des Weisen bestätigt.

III.

Als Repräsentanten eines ‚heimlichen Berlin‘, des „alten Westen[s], an der Landstraße zwischen Rom und Moskau“ (336f.), haben Hes-

sels Romanfiguren den zeitgenössischen Rezensenten Anlass für mancherlei Kritik geboten. Diesen missfiel etwa „ein Durcheinanderliebeln mehr oder weniger angefaulter Großstadtmenschen“.¹² „Ein müdes, zerbrochenes, künstliches Menschentum irrlichtert in diesem müden, melancholischen Buch herum“, hieß es in einer anderen Besprechung: „Geschminkte Dekadenz mit morbide Stimmungshauch, Nervenbündel ohne Knochensubstanz, mit erloschener Aktivität: unheimliches Berlin!“¹³ „Zum K... ist das Getue und Gemache dieser Menschen, wenn man ihnen in ihren Häuslichkeiten, auf Bällen oder Gesellschaften begegnet“, beklagte Felix Langer, „und man möchte ihnen so gern einmal von der Leber weg seine Meinung sagen, wenn man nicht fürchten würde, daß sie einen nicht verstehen.“¹⁴ „In dieser etwas abseitigen, aber dabei doch so gar nicht lebensfremden Atmosphäre erscheinen die Menschen wie mit dem Puder vorväterischer Lebensart überstreut“, konstatierte ein anderer Rezensent.¹⁵

Bei aller Sonderbarkeit der auftretenden Figuren wurde zugleich aber auch die Aktualität der Charaktere betont: „Hinter der Alltagsmaske der Eleganz, des Müßiggangs und des Künstlertums wird das wahre Gesicht moderner Menschen erkennbar“, befand etwa Toni Weber: „Am einprägsamsten ist die Gestalt des Gelehrten, der mit seiner Zeit und persönlichen Erlebnissen am besten fertig wird, nicht obwohl, sondern weil er zeitlos lebt.“¹⁶ Die hier prononcierte ‚Zeitlosigkeit‘ Clemens Kestners schwang auch in dem Urteil eines anderen Kritikers mit, dass Hessels Roman nämlich „das innere Bild eines unzeitgemäßen Berliners von Stilgefühl und Geist“ gebe.¹⁷

„Dieser sublim bedachte Erzähler vermag in einem einzigen beifälligen Worte einen Menschen auszusprechen“, bewunderte Eduard Schröder die Erzählkunst des Romanautors, „und er vermag mit ein paar Sätzen und leisen Gesten die ganze Luft, die Menschen atmen, zaubernd zu beschwören.“¹⁸ „Hessels schöne, wissende Menschendichtung“ sei „in Romanform ein Stück heimlicher Geschichtsschreibung dieser Stadt“, bemerkte Leo Greiner: „Ein nicht unwichtiger Teil ihres unbekanntem Lebens ist bezaubernd darin aufbewahrt.“¹⁹ „Um die Gestalt eines Jünglings“, so schließlich Hans Siemsen, „scharfen sich rassige, schöne Frauen, ein feiner, kluger Gelehrter, Kabarettstars und der große Mäzen. Die Irrungen und Verwirrungen dieses Kreises hat Franz Hessel mit feinsten Dichterhand aufgezeichnet, seltene Bilder tiefster Psychologie gegeben. Ein wunderschönes Buch. Ein Märchenbuch der Großstadt.“²⁰

Siemensens märchenhafter Lesart des Romans ist insofern zuzustimmen, als das Buch ein von Wünschen und Sehnsüchten bewegtes ‚heimliches‘ Berlin vorstellt, das Einblicke in eine andere, ideale Wirklichkeit gewährt. Signifikanterweise lautete ein alternativer Titel des Romans *Hans im Glück!*²¹ Andererseits ist *Heimliches Berlin* – das haben die zeitgenössischen Rezensionen immer wieder hervorgehoben – ein *Zeitroman*, der die Realität der 1920er-Jahre, ihren (turbulenten) Zeitgeist und ihr (unsicheres) Lebensgefühl konzise widerspiegelt, wobei Hessel die tiefen Risse des Mythos der ‚goldenen‘ oder ‚wilden Zwanziger Jahre‘ sichtbar macht. Auch wenn die Kritiker zugleich auf eine ‚altertümliche Aura‘ des Romans verwiesen,

hat das im Buch zentral diskutierte und in der Fabel demonstrierte Lebensprogramm des Gelehrten Clemens Kestner (das auch Hessels eigene Lebensphilosophie war) fast hundert Jahre später nichts von seiner Aktualität verloren. Die Maximen des ‚besitzlosen Genießens‘ und des ‚zuschauenden Liebens‘ regen zweifellos noch heute – oder gerade heute – dazu an, über Formen und Möglichkeiten eines materialismus- und gewaltbefreiten Lebensglücks nachzudenken.

- 1 Vgl. den Beitrag von Sabine Koburger im zuletzt erschienenen Heft des ‚Salatgarten‘: Lektor Franz Hessel – ein Glücksfall für Fallada (Teil 1). In: Salatgarten, Jg. 30, H. 2/2021, S. 20-26; Teil 2 des Beitrags im vorliegenden Heft.
- 2 Vgl. Joseph Roth: Die Autoren sind mir persönlich bekannt. In: Frankfurter Zeitung, 25.9.1927, 2. Morgenblatt, Literaturblatt, Nr. 39.
- 3 Vgl. Max Krell: Der letzte Romantiker. In: Max Krell: Das alles gab es einmal, Frankfurt/M., Wien, Zürich 1961, S. 193-196, hier S. 193.
- 4 Alfred Polgar: Der Lastträger. In: Alfred Polgar: Kleine Schriften, Bd. 4: Literatur, hg. von Marcel Reich-Ranicki in Zusammenarbeit mit Ulrich Weinzierl, Reinbek b. Hamburg 1984, S. 89-93, hier S. 93.
- 5 Walter Benjamin: Rezension von Franz Hessel: Heimliches Berlin. In: Die Literarische Welt, Jg. 3, Nr. 49, 9.12.1927, S. 15.
- 6 Hier wie im Folgenden wird zitiert nach: Franz Hessel: Heimliches Berlin (1927). In: Franz Hessel: Sämtliche Werke in fünf Bänden, 2. Aufl., hg. von Hartmut Vollmer und Bernd Witte, Bd. 1: Romane, hg. von Bernd Witte, Hamburg 2013, S. 253-337. – Die Zitate werden im Text lediglich mit der in Klammern gesetzten Seitenzahl nachgewiesen.
- 7 Dementsprechend kann Karola Kestner autobiografisch als Franz Hessels Frau Helen (1886-1982) entschlüsselt werden. Hinter Wendelin von Domrau verbirgt sich Thankmar von Münchhausen (1893-1979), mit dem Franz Hessel vor dem Ersten Weltkrieg in Paris und später in Berlin befreundet war und der mit Helen Hessel 1918/19 eine leidenschaftliche Affäre hatte. In Karolas Schwester Oda hat Hessel Helens Schwester Johanna (Bobann) Grund (1884-1941) porträtiert.
- 8 Paul Mayer: Rezension von Franz Hessel: Heimliches Berlin. In: Das Tage-Buch, Jg. 8, H. 51, 17.12.1927, S. 2075f., hier S. 2075.
- 9 Wie Anm. 5.
- 10 Ebd.
- 11 Hessels Arbeit an der kompositorischen Struktur des Romans dokumentiert sich in einer frühen Niederschrift des Werks, die sich im Besitz des Deutschen Literaturarchivs Marbach befindet; vgl. dazu das Nachwort von Bernd Witte in: Franz Hessel: Romane, wie Anm. 6, S. 455-463.
- 12 Walter Schmits: Rezension von Franz Hessel: Heimliches Berlin. In: Kölnische Zeitung, 29.9.1927, Morgen-Ausgabe, Literatur- und Unterhaltungsblatt.
- 13 Anonym: Rezension von Franz Hessel: Heimliches Berlin. In: Hamburger Nachrichten, 5.11.1927, Abend-Ausgabe.
- 14 Felix Langer (unter dem Kürzel: F-xL-r.): Rezension von Franz Hessel: Heimliches Berlin. In: Berliner Tageblatt, 18.12.1927, 5. Beiblatt, Weihnachtsbücher.
- 15 Anonym (unter dem Kürzel: hf.): Rezension von Franz Hessel: Heimliches Berlin. In: Leipziger Neueste Nachrichten, 15.1.1928.
- 16 Toni Weber: Rezension von Franz Hessel: Heimliches Berlin. In: Der Gal, Bd. 22, H. 6, März 1928, S. 401.
- 17 Anonym (unter dem Kürzel: W. N.): Rezension von Franz Hessel: Heimliches Berlin. In: B.Z. am Mittag, 27.5.1928.
- 18 Eduard Schröder: Rezension von Franz Hessel: Heimliches Berlin. In: Rhein-Mainische Volkszeitung, 9.3.1928, Kulturelle Beilage, Nr. 1.
- 19 Leo Greiner: Rezension von Franz Hessel: Heimliches Berlin. In: Berliner Börsen-Courier, 25.9.1927, Morgen-Ausgabe.
- 20 Hans Siemsen (unter dem Kürzel: H. S.): Rezension von Franz Hessel: Heimliches Berlin. In: 8-Uhr-Abendblatt, 22.9.1927, 1. Beiblatt.
- 21 Witte: Nachwort, wie Anm. 11, S. 456. Als weitere Romantitel hatte Hessel notiert: „Brücken überm Kanal“, „Berliner Gobelins“, „Wendelin“, „Narziss“ (ebd.). – Als „Hans im Glück, der nichts behält“, wird Wendelin von seinem Freund Donath bezeichnet (310).

Wie sich 1935 die Lebenswege von Karl Bonhoeffer und Rudolf Ditzen/Hans Fallada kreuzten

KLAUS-JÜRGEN NEUMÄRKER

Es war der 22. Mai 1935, ein Mittwoch, als der Krankenwagen mit dem Patienten Rudolf Ditzen das West-Sanatorium in Berlin W 15, Joachimsthaler Straße 20, in Richtung Kurfürstendamm verließ. Der Weg führte über die Charlottenburger Chaussee vorbei am Karlsplatz in die Charitéstraße, ins Charité-Krankenhaus, direkt vor die Eingangstür der Psychiatrischen und Nervenklinik. Der Patient wurde zunächst ins Hinterhaus, in den Pavillon der Station für „unruhige männliche Geistesranke“ gebracht.

Seit dem 2. Mai hatte sich Fallada in dem exklusiven privaten West-Sanatorium befunden. Die Behandlung dort empfand er „an der Grenze [...], wenn nicht des Lebens, so doch des Irrsinns“, wie er später schrieb.¹ Suse und Rowohlt ist es zu verdanken, dass er in die Charité verlegt wurde. Nunmehr also „in der Psychiatrie“. Sie war ihm seit einem ersten Aufenthalt bei Prof. Dr. Otto Binswanger (1852–1929) in Jena vom 19. November 1911 bis 3. Februar 1912 nicht unbekannt. Binswanger, der ihn seinerzeit begutachtete und ihm infolge krankhafter Störung der Geistestätigkeit den § 51 StGB zubilligte, leitete die Jenenser Psychiatrische Klinik 37 Jahre lang. Prof. Dr. Karl Bonhoeffer, seit dem 1. April 1912 Direktor der Klinik in der Charité, wird im Juli 1938 seine Abschiedsvorlesung im Hörsaal halten. Der Titel: „Ein Rückblick

auf über 45 Jahre psychiatrischer Entwicklung“.²

Stationen des Lebens:

Karl Bonhoeffer

Karl-Ludwig Bonhoeffer, geboren am 31. März 1868 in Neresheim im Württembergischen, kann sich auf eine lange Ahnenreihe berufen. Es finden sich Juristen, Theologen und Mediziner. Ursprünglich aus dem holländischen Ort Nijmegen, damals noch „van den Boenhoff“, nennen sie sich ab 1477 „van Bonhofen“. Nach Gymnasialzeit folgen Militärdienst, Studium der Medizin in Tübingen, Berlin, München, Staatsexamen, Promotion. Ab 2. Januar 1893 ist er Assistent in der von Carl Wernicke (1844–1905) geleiteten Psychiatrischen Klinik in Breslau. Schon als 26-Jähriger machte der auf sich aufmerksam, als er eine Form der Sprachstörung, Aphasie, beschrieb, bei der das Sprachverständnis gestört ist, die sensorische Aphasie. Wernicke beschrieb auch den Ort der Schädigung im Gehirn: Das hintere Drittel der ersten Hirnwindung des linken Temporallappens.

Bonhoeffer übernimmt in der Klinik die Leitung einer Station mit an progressiver Paralyse Erkrankten, die Ursache „Syphilis“, die Folge „Gehirnerweichung“. Ab dem 31. Januar 1898 ist er „Privatdozent und dirigierender Arzt“ der „Begutachtungsstation für geistesranke Gefangene zu Breslau“ und verantwortlich für die 40 Betten umfassende Station. Nach einer vierteljährigen Verlobungszeit

folgt am 5. März 1898 die Heirat mit der am 30. Dezember 1876 in Königsberg geborenen Paula von Hase. Ihr Vater: Karl Alfred von Hase (1842–1914), Professor für Theologie in Breslau, vordem Hofprediger an der Garnisonkirche in Potsdam; die Mutter: Clara Gräfin von Kalkreuth (1851–1903). Der 13. Januar 1899 ist der Geburtstag von Karl Friedrich, des ersten von insgesamt acht Kindern des jungen Paares. Es folgen am 10. Dezember 1899 das Siebenmonatskind Walter, am 5. Januar 1901 Klaus und am 21. Mai 1902 Ursula, alle Geburtsort Breslau.

Im Gegensatz zur Arbeit in der Klinik bei Wernicke hatte es Bonhoeffer nun in seiner täglichen Arbeit mit „Bettlern, Vagabunden und Prostituierten“ zu tun, die sich im „Konflikt“ mit der preußischen Justiz befanden. Bonhoeffer analysierte auch hier mit der ihm eigenen Akribie und dem zeitgenössischen Vokabular der Degenerationslehre. Es finden sich die Begriffe Psychopath oder Minderwertigkeit, ohne dass die Beschreibung der sozialen Verhältnisse dieser Menschen vernachlässigt wurde. Er veröffentlichte seine Beobachtungen 1900 „zur Kenntnis des großstädtischen Bettel- und Vagabundentums“ in der *Zeitschrift für Strafrechtswissenschaft*. Ein zweiter Beitrag über „Prostituierte“ folgte 1903.³ 1901 war das Buch *Die akuten Geisteskrankheiten der Gevohnheitstrinker* erschienen.⁴

Von der Albertus-Universität in Königsberg erreicht ihn im Mai

1903 die Information, dass er für die Besetzung des dortigen Psychiatrischen Lehrstuhls vorgesehen ist. Er nahm zum 1. Oktober 1903 an. Und so zog die Familie von Breslau nach Königsberg, in die Stadt, in der der Philosoph Immanuel Kant (1724–1804) gelehrt hatte.

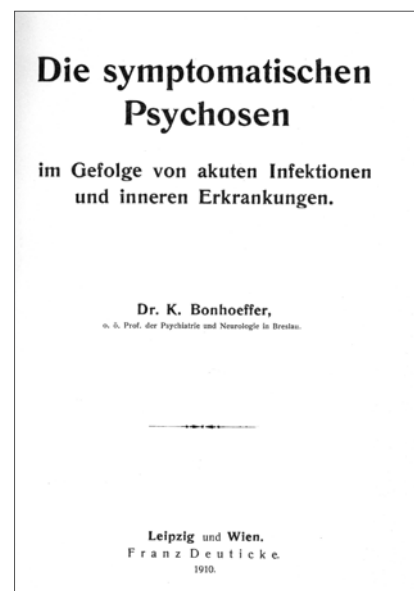
Während Kant Zeit seines Lebens diese Stadt nie verlassen hatte, erhielt Bonhoeffer bereits 1904 eine Berufung auf den Lehrstuhl in Heidelberg als Nachfolger von Emil Kraepelin (1856–1926). Kaum hatte sich die Familie, die durch die Geburt von Christine am 26. Oktober 1903 noch angewachsen war, in Heidelberg einquartiert, erhielt Bonhoeffer die Nachricht, dass sein Lehrer in Breslau, Wernicke, wegen dessen Querelen mit der Stadt und der Universität nach Halle wechselt, und ob er für dessen Nachfolge zur Verfügung steht. Nach vielem Hin und Her telegraphierte Bonhoeffer am 21. Mai 1904 an den für Berufungsfragen in Preußen verantwortlichen Friedrich Althoff (1838–1908) in Berlin: „Kann Berufung Breslau nunmehr endgültig annehmen.“

Wieder in Breslau

Von 1904 bis 1912 wird Bonhoeffer als Direktor der Psychiatrischen und Nervenklinik in Breslau deren Geschicke im Ensemble von bedeutenden medizinischen Fachgelehrten, u.a. dem Dermatologen Albert Neisser (1855–1916), Entdecker des *Micrococcus gonorrhoeae*, Erreger der Gonorrhoe, dem Pädiater Adalbert Czerny (1863–1941), dem Chirurgen Johann von Mikulicz (1850–1905) und dessen Schüler Ferdinand Sauerbruch (1875–1951) mitbestimmen. Aber auch Assistenten seiner Klinik waren Kapazitäten: Paul Schröder (1873–1941), der sich 1905 über „Chronische Alkoholpsychosen“ habilitierte und

später Ordinarius in Leipzig wurde, oder Franz Kramer (1878–1967), der 1912 mit Bonhoeffer nach Berlin wechselte. An der Klinik in der Auenstraße 44 wurde noch gebaut, im April 1907 erfolgte die Einweihung. Für Patienten, Ärzte und Studenten eröffneten sich beste Möglichkeiten. Privat wohnte die Familie im Haus Birkenwäldchen 7 unweit der Klinik. Am 4. Februar 1906 kamen die Zwillinge Dietrich und Sabine, am 22. August 1909 kam Tochter Susanne auf die Welt.

Die Entwicklung des Faches verfolgte Bonhoeffer von Breslau aus mit großem Interesse. Das betraf die Auffassungen von Sigmund Freud (1856–1939) in Wien über Hysterie, Neurose und Hypnose, d.h. dessen Psychoanalyse, ebenso wie die vom Direktor der Züricher Klinik „Burghölzli“, Eugen Bleuler (1857–1930). Der hatte auf der 1908 nach Berlin einberufenen Versammlung deutscher Psychiater in seinem Vortrag über *Dementia praecox*, die „vorzeitige Verblödung“, „die Zerreißung oder Spaltung der psychischen Funktionen“ als „Spaltungsirresein“, als „Schizophrenie“ mit Verlust von Denken, Fühlen, Wollen, d.h. Verlust der Persönlichkeit deklariert. Der Begriff der Schizophrenie fand sofort Eingang in das Gedankengut der Mediziner. Bonhoeffer beobachtete indessen bei seinen Patienten krankhafte psychische Symptome wie Stimmungsveränderungen, veränderte Gesichts- und Körpermotorik, wahnhaft Vorstellungen als Folge von Fieber, Typhus, Urämie, anderen körperlichen Erkrankungen oder Alkohol. Stets gingen sie mit Bewusstseinsintrübung oder Halluzinationen, aber auch mit Stupor oder Amentia – „Verstandesverlust“ – einher. 1908 veröffentlichte Bonhoeffer seine Beobachtungen *Zur Frage der Klas-*



Die symptomatischen Psychosen, 1910
© Archiv Neumärker

sifikation der symptomatischen Psychosen.⁵ Zwei Jahre später folgte das Buch *Die symptomatischen Psychosen im Gefolge von akuten Infektionen und inneren Erkrankungen.*⁶

Seine Feststellung: „Der Mannigfaltigkeit der Grunderkrankungen steht eine große Gleichförmigkeit der psychischen Bilder gegenüber..., so dass wir es mit typischen psychischen Reaktionsformen zu tun haben.“ Fortan wurde die Vorstellung von den Psychosen weltweit in endogene Formen – Schizophrenie und manisch-depressive Erkrankung – sowie exogene Formen, d.h. exogene Reaktionstypen differenziert.⁷ Bleuler und Bonhoeffer gelten als deren Protagonisten.

Nunmehr Berlin

Mitte Februar 1912 erhält Bonhoeffer die Nachricht, dass er im Gespräch sei für den freigewordenen Lehrstuhl an der Berliner Charité. Am 1. April 1912 tritt der 44-jährige „Geheime Medizinalrat“ Bonhoeffer das Amt des Direktors der Klinik für Psychische und Nervenkrankheiten an der Königlichen Charité der Friedrich-Wilhelms-Universi-



Psychiatrische und Nervenklinik und Poliklinik der Charité, 1920

tät zu Berlin an. Viele Überlegungen und Gespräche, vor allem mit der Familie, waren diesem Datum vorausgegangen. In Berlin befand man sich im Zentrum der Macht, in der Charité im Zentrum der Medizin. Bonhoeffer wusste um seine Aufgabe. Er nahm sie im Gedenken an den ersten Direktor der Klinik, seinen schwäbischen Landsmann Wilhelm Griesinger (1817–1868) und dessen revolutionäre Aussage, Geisteskrankheiten seien Gehirnerkrankheiten, an. Die Klinik hatte nicht 80 Betten wie in Breslau, sondern 240 für psychiatrische und neurologische Patienten sowie eine separate Poliklinik. Ein moderner Bau, 1904 eröffnet, im Pavillon-Stil mit Gärten, Laboren, Zentralbadanlage, Hörsaal, Bibliothek.

Bonhoeffers Wesensart, nicht nur bei den täglichen Visiten: aufgeschlossen, geduldig. Alles maßlos Übertriebene war ihm fremd, Er war beherrscht, legte Wert auf Disziplin, ließ sich mit „Herr Geheimrat“ ansprechen. Die zehn Köpfe umfassende Familie wohnte von 1912 bis 1916 in der Brückenallee 5 im Tiergarten, von 1912 bis

1935 im Grunewald in der Wangenheimstraße 14. Es waren gesellschaftlich-politisch und medizinisch ereignisreiche Jahre: Der Erste Weltkrieg 1914–1918, die Novemberrevolution, die Weimarer Republik. In der Medizin gab es viele Entdeckungen, Ursachen von Krankheiten konnten benannt werden. Der Psychiatrie blieb dieser Fortschritt u.a. bei der Aufklärung der Geisteskrankheiten, des „Schwachsinn“, versagt. Verschärft wurde die Diskussion durch ein 1920 von dem Juristen Karl Binding (1841–1920) und dem Psychiater Erich Hoche (1865–1943) herausgegebenes Buch *Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens. Ihr Maß und ihre Form*. „Erblichkeitslehre“ und „Rassenhygiene“ standen im Mittelpunkt der Auseinandersetzung. Bonhoeffer wurde 1923 vom Ausschuss für Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik des Landesgesundheitsrates um ein Gutachten gebeten. Es wurde am 29. April 1924 veröffentlicht: *Die Unfruchtbarmachung der geistig Minderwertigen*.⁸ Die einsetzende und anhaltende Diskussion war vielfältig und kon-

trovers. Das Thema mündete nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten in das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ vom 14. Juli 1933 und in Folge in die Vernichtung „lebensunwerten“ Lebens. Noch ein weiteres Mal steht Bonhoeffer im Mittelpunkt der öffentlichen Meinung. Am Abend des 27. Februar 1933 sitzen beim gemütlichen Abendessen der Verleger Ernst Rowohlt mit Gattin Elli und Rudolf Ditzen mit Suse in den Weinstuben von Schlichter am Viktoria-Luise-Platz 3 in Schöneberg unweit der Luitpoldstraße 11, dem Wohnhaus der Familie Ditzen in Berlin von 1899 bis 1909. Plötzlich ruft der Kellner: „Der Reichstag brennt! Der Reichstag brennt! Die Kommunisten haben ihn angesteckt!“ Das Ereignis wird eine beispiellose Kette von nationalsozialistischen Aktivitäten auslösen. Ein Höhepunkt: Die Verhaftung und Anklage des „Täters“. Es ist der 1909 geborene Holländer Marinus van der Lubbe. Weitere Verhaftungen: Der bulgarische Georgi Michajlow Dimitrow (1882–1949) und zwei seiner Landsleute sowie der Vorsitzende der Reichstagsfraktion der KPD Ernst Torgler (1893–1963). Bonhoeffer wird mit der psychiatrischen Begutachtung van der Lubbes beauftragt. Er wird ihn nach dem 3. Oktober 1933 mehrfach im Gefängnis sehen und explorieren, ebenso sein Mitarbeiter, der 1893 geborene Jürg Zutt, der ab dem 1. April 1923 Assistent und ab 1936 nichtverbeamteter außerordentlicher Professor in der Nervenklinik war. Die Aussage der beiden Gutachter: „Wenn man die bei van der Lubbe vorliegende Psychopathie charakterisieren will, so liegt wie gewöhnlich kein reiner Typus vor, sondern ein Gemisch von Abartigkeiten. [...] Derartige Individuen sind nicht als krank

zu bezeichnen.“ „An der Zurechnungsfähigkeit im Sinne § 51 StGB zur Zeit der Begehung der Tat sei nicht zu zweifeln.“ Das Todesurteil am 23. Dezember 1933: „Wegen Hochverrats in Tateinheit mit aufrührerischer Brandstiftung und versuchter einfacher Brandstiftung.“ Die Hinrichtung erfolgte in Leipzig am 10. Januar 1934. In der von Bonhoeffer herausgegebenen *Monatschrift für Psychiatrie und Neurologie* wird im August 1934 das Gutachten „Über den Geisteszustand des Reichstagsbrandstifters Marinus van der Lubbe“ veröffentlicht.⁹ Die Empörung der Öffentlichkeit war groß. Der Dietrich-Bonhoeffer-Biograf Eberhard Bethge (1909–2000) schreibt: „Empörte Briefe kamen ins Bonhoeffersche Haus, sogar eine Schmähflugschrift [...]. Der mit lauter Rätseln umgebene und emotional befrachtete Fall belastete ein Jahr lang die Familie.“¹⁰

Die Verschärfung der nationalsozialistischen Machtverhältnisse erfuhr Bonhoeffer auch in seiner seit 1920 ausgeübten Funktion als Vorsitzender des Deutschen Vereins für Psychiatrie. 1934 deutete sich der zwangsweise Zusammenschluss mit der Gesellschaft Deutscher Nervenärzte zur Gesellschaft Deutscher Neurologen und Psychiater an. Bonhoeffer war abgesetzt und der „NS-Reichsleiter“ Ernst Rüdiger (1874–1952) eingesetzt. In der Nervenlinik musste Bonhoeffer trotz Widerstands seit 1933 zusehen, wie seine jüdischen Mitarbeiter, u. a. Erwin Straus (1891–1975), Paul Jossmann (1891–1975), Arthur Kronfeld (1886–1941), Herta Seidemann (1900–1984), Fred Quadfasel (1902–1981), Hans Pollnow (1902–1942) und Franz Kramer (1878–1967), die Klinik verlassen mussten.

Der Höhepunkt war zweifellos 1938: Die Berufung von Prof. Dr.



Karl Bonhoeffer und Mitarbeiter im Hörsaal der Psychiatrischen und Nervenlinik der Charité (Januar 1932)
 Vordere Reihe von l. nach r.: Herta Seidemann, Paul Jossmann, Kurt Pohlisch, Rudolf Thiele, Karl Bonhoeffer, Franz Kramer, Hans Gerhard Creutzfeldt
 2. Reihe von l.: -, Kurt Albrecht, Jürg Zutt, Gustav Donalies, Arno Kipp, Hanns Schwarz, -, Heinrich Schulte, Ruth von der Leyen
 3. Reihe von l.: -, -, -, Hans Pollnow, -, -, -, Fred Quadfasel, -, -, -
 Letzte Reihe recht: Wilhelm Burlage, Heinrich Christel Roggenbau (mit Brille).

© Archiv Neumärker

Maximinian (Max) de Crinis (1889–1945) als sein Nachfolger.

Das Jahr 1935

Am 31. Juli 1935 wird Dr. med. Wilhelm Burlage, Schulfreund von Ditzen/Fallada, die Nervenlinik der Charité verlassen. Am 1. August 1935 tritt er als leitender Arzt im Dr. Schauss-Sanatorium Heidehaus Zepernick bei Berlin an, eine Einrichtung zur Behandlung von „Erkrankungen des Zentralnervensystems, Gemütskrankheiten, nervösen und seelischen Störungen“. Gleichzeitig wird Burlage in der Budapester Straße 53 wohnen und eine Praxis eröffnen. Bereits am 20. Mai 1935 hatte Bonhoeffer für Burlage ein Zeugnis erstellt. Er war seit 1. Oktober 1931 als Volontärarzt zur Ausbildung in der Nervenlinik und wurde am 1. Juli 1933 Assistenzarzt.

Es ist die Stelle der jüdischen Ärztin Dr. Herta Seidemann, die die

Charité verlassen musste.¹¹ Finanziell gut aufgestellt, heiratete Burlage die 1907 geborene Eva Lück, Tochter der Chefsekretärin von Bonhoeffer. Als Fallada am 22. Mai 1935 in die Nervenlinik eingeliefert wurde, hatten Burlage und Frau Eva mit Ummeldung, Umzug und Neueinrichtung zu tun. Die Darstellung des Fallada-Biografen Peter Walther, dass Burlage „nun [...] als Assistenzarzt an Falladas Krankenbett auf der geschlossenen Männerstation der Charité [...] steht und die alte Freundschaft [...] wieder auflebt“, ist von daher weder zeitlich noch inhaltlich zu belegen.¹² Und nicht „der aufnehmende Arzt“ notiert Suses Bericht, wie Walther schreibt, sondern Zutt bemüht sich sogleich um Fallada. Wie aus der Krankenakte zu entnehmen ist, schildert Anna Ditzen am Aufnahmetag Zutt die Einzelheiten über ihren Mann. Zutt wird sie handschriftlich dokumentie-

Apk. Nr.	Dr. med.	geburtstag	geburtstag in der Klinik	Handl. Lpauum	Handl. Lpauum	Handl. Lpauum	Handl. Lpauum	Handl. Lpauum	Handl. Lpauum
	Dr. med.	Kahlbude							
23	Dr. med.	19. 6. 99	7. 4. 26.	1924	25. 11.	24.			
24	Dr. med.	24. 6. 00	1924	1925	1926				
25	Dr. med.	15. 3. 02.	1. 7. 25.	1. 7. 26.	19. 10. 25.				
26	Dr. med.	8. 7. 04.			29.				
27	Dr. med.	24. 2. 03.			29.				
28	Dr. med.	1. 10. 06			31.				
29	Dr. med.	16. 6. 92.			31.				
30	Dr. med.	22. 2. 05	1. 5. 34	9. 1929.	1931				

Verzeichnis der Mitarbeiterliste von Bonhoeffer, 1932 (Ausschnitt) © Archiv Neumärker

ren. Der „aufnehmende Arzt“ ist der 1908 geborene Felix Kalus, der Fallada körperlich und neurologisch untersucht und handschriftlich den Befund in die Krankenakte einträgt. Die Betreuung liegt in Schwester Monikas und in Zutts Händen. Falladas Zustand stabilisiert sich in wenigen Tagen, ohne Medikamente, bei reduziertem Zigarettenkonsum 30 bis 40 Stück!

Manfred Kuhnke hat aus dem von Suse geführten Arbeitskalender diesen Abschnitt wiedergegeben: „22. Mai: Suse in Berlin, Junge in Charité überführt, abends wieder nach Hause. 25. Mai: Suse

nach Berlin. 26. Mai: Suse in Berlin, abends zurück. 2. Juni: Suse abends mit Kindern und Käte n. Berlin. 4. Juni: von Berlin zurück, Jg. wieder nach Hause gekommen mit Schwester Monika.“¹³

Als Suse am 26. Mai Fallada in der Nervenklinik besuchte, schrieb sie abends aus Carwitz an Rowohlt, wie froh sie sei, „dass es meinem Mann wieder so gut geht [...] und Ihnen selbst auch recht herzliche Grüße und tausend Dank für alle Mühe.“¹⁴ Rowohlt, der Anfang 1935 mit seinem Verlag in größere Geschäftsräume in der Eislebener Straße 7 umgezogen war, nahm die

„herzlichen Grüße“ gern auf, denn die „Erfolgssträhne im Geschäft“ setzte sich nicht fort. Seine jüdischen Lektoren Paul Mayer (1889–1970) und Franz Hessel (1880–1941) musste er auf Druck der Nazi-Behörden entlassen. Seit Ende 1934 bestanden Eheprobleme, im April 1935 erfolgte ein dringender Rat des Arztes, „sofort einen längeren Erholungsurlaub anzutreten“, und im Juli 1935 erkrankte er „schwer an Masern [...] liegt zwei Wochen mit hohem Fieber im Bett“, wie Sabine Koburger berichtet.¹⁵

Auch Familie Bonhoeffer trifft neue Entscheidungen. Am 1. Oktober 1935 zieht die Familie von der Wangenheimstraße 14 in das vom Architekten Jörg Schleicher (Bruder des Schwiegersohnes Rüdiger Schleicher) gebaute Haus in der Marienburger Allee 43 in Charlottenburg ein. Dietrich Bonhoeffer wird im Obergeschoss ein Zimmer bewohnen. Auf dem benachbarten Grundstück beziehen die Bonhoeffer-Tochter Ursula und ihr Mann Rüdiger Schleicher ebenfalls ein neues Haus.

Bonhoeffer war von Zutt informiert worden, dass sich der Schriftsteller Fallada wegen Alkohol- und Drogen- sowie Medikamentenabusus in der Klinik befinde. Begegnet waren sich die beiden nicht. Bonhoeffers Zeitplan war eng. Die politischen Ereignisse machten vor seiner Klinik nicht halt. Umzug, Publikationen, Herausgeberschaft, die anstehende Emeritierung und Nachfolgefrage mussten von dem nunmehr 67-jährigen gemeistert werden.

Fallada wird Zutt am 30. Juni 1935 aus Carwitz schreiben, er „habe vollkommen das Gefühl, mit dieser Sache durch zu sein“. Der Brief endet „Mit besten Empfehlungen an Herrn Geheimrat Bonhoeffer und Grüßen an Herrn Dr.

Kalus“.¹⁶ Und Zutt antwortet Fallada am 22. Juli 1935 mit der Bemerkung, „allmählich auch die 2 Esslöffel Amylenhydrat zu lassen“ und dass „Rowohlt so freundlich war, mir Ihre Bücher alle zu übersenden. Mit herzlichen Grüßen auch von Geheimrat Bonhoeffer und Dr. Kalus an Sie und Ihre Frau“¹⁷

Erst am 30. Januar 1943 sehen sich Zutt und Fallada in den Kuranstalten Berlin-Westend wieder. Wilhelm Burlage wird bei einem Bombenangriff am 22. November 1943 in Berlin ums Leben kommen.

Am 31. März 1943 begeht Bonhoeffer im Kreis seiner Familie im Haus Marienburger Allee 43 seinen 75. Geburtstag. Prof. Lothar Kreuz (1888–1969) verleiht dem Jubilar in Anwesenheit von Zutt sowie Klaus und Karl-Friedrich Bonhoeffer die Goethe-Medaille.

Sie wurde seit 1934 von Adolf Hitler an 410 Persönlichkeiten verliehen. Der Überbringer im Auftrag des Führers: Prof. Kreuz, 1940/41 und 1941/42 Dekan der Medizinischen Fakultät der Charité, 1942–1945 Rektor der Friedrich-Wilhelms-Universität, seit 1933 Mitglied der NSDAP und der SS, seit 1943 im Range eines SS-Standartenführers. Am 5. April 1943 verhaftet

die Gestapo Dietrich Bonhoeffer im Haus seines Vaters. Über die Familie Bonhoeffer bricht das Unheil herein. Es folgt am 5. April die Verhaftung von Hans und Christine von Dohnanyi. Christine, die Bonhoeffer-Tochter, hatte 1925 den 1902 geborenen Hans geheiratet. Er war seit 1939 im Amt Canaris Ausland/Abwehr tätig und hatte Kontakt zum NS-Widerstand. Nach dem Attentatsversuch von Oberst Claus Schenk Graf von Stauffenberg (1907–21. Juli 1944) am 20. Juli 1944 werden am 1. Oktober 1944 Klaus Bonhoeffer und später Rüdiger Schleicher, der 1923 die Bonhoeffer-Tochter Ursula geheiratet hatte, verhaftet. Alle kommen zu Tode: Hans von Dohnanyi wird am 9. April 1945 im KZ Sachsenhausen erschossen. Dietrich Bonhoeffer und Admiral Canaris werden am 9. April 1945 im KZ Flossenbürg erhängt. Klaus Bonhoeffer und Rüdiger Schleicher werden am 23. April 1945 in Berlin erschossen.

Karl Bonhoeffers Nachfolger Max de Crinis, seit 9. November 1943 im Rang eines SS-Standartenführers, wird am 21. April 1945 zum letzten Mal in der Charité gesehen. In der Nacht zum 2. Mai 1945 verlässt er mit Ehefrau sein Haus in der Eisenstraße 20 in Wannsee. Sie fahren mit dem Auto in Richtung Westen zur Armee von General Wenck. In Stahnsdorf treffen sie auf Soldaten der Roten Armee. Zyankali-Kapseln beenden beider Leben.

Paula und Karl Bonhoeffer erfahren erst Ende Juli 1945 vom Schicksal ihrer Familienmitglieder und den Ereignissen.

Die Nachkriegszeit

Die Leitung der Psychiatrischen und Nervenlinik der Charité wird am 1. Juni 1945 von der Medizinischen Fakultät an Zutt kommissa-

risch übertragen. Er kannte die Geplagenheiten, die Abläufe, hatte er doch vom 1. September 1939 bis zum 8. Mai 1945 die Nervenpoliklinik der Charité geleitet. Parallel dazu war Zutt bis zum Herbst 1946 Leitender Arzt der Kuranstalten Westend der Psychiatrisch-Neurologischen Klinik und Sanatorium – der Ort der Aufenthalte von Fallada vom 7. bis zum 24. September 1945 und vom 24. Januar bis zum 20. März 1946. Am 1. Oktober 1946 wird Zutt nicht zuletzt wegen Querelen mit der Fakultät den Ruf auf den Lehrstuhl für Psychiatrie und Neurologie nach Würzburg annehmen.¹⁸ Das ist die Stunde für den 1896 geborenen Christel Heinrich Roggenbau, seit 1. August 1937 Oberarzt bei Bonhoeffer, als Zutt ins Westend wechselte. Prof. Dr. Roggenbau leitet die Nervenlinik der Charité ebenfalls kommissarisch. In seine Zeit fällt der Aufenthalt von Fallada vom 7. Dezember 1946 bis zum 13. Januar 1947 und dessen Frau Ulla Ditzen vom 19. Dezember 1946 bis zum 13. Januar 1947. Roggenbau war der „Professor, der den Patienten in einen Rollstuhl setzt und Medizinstudenten vorführt: Das, meine Herren, was Sie hier sehen, ist der Ihnen allen bekannte Schriftsteller Hans Fallada oder vielmehr das, was die Sucht nach dem Rauschgift aus ihm gemacht hat: ein Appendix.“ Diese unheilvollen Worte im Zitat stammen aus Jürgen Mantheys (1932–2018) 1963 bei Rowohlt erschienener Biografie.¹⁹ Fallada ein „Appendix“. Die Hörsaalepisode vom 11. Dezember 1946 wird fortan in Büchern, Film und Theater zu finden sein, bis Kuhnke 1991 auf Peter Hagemann (1920–2011) trifft, damals Medizinstudent und Augenzeuge, danach Professor und Mitarbeiter der Nervenlinik der Charité. Er widerspricht der Dar-



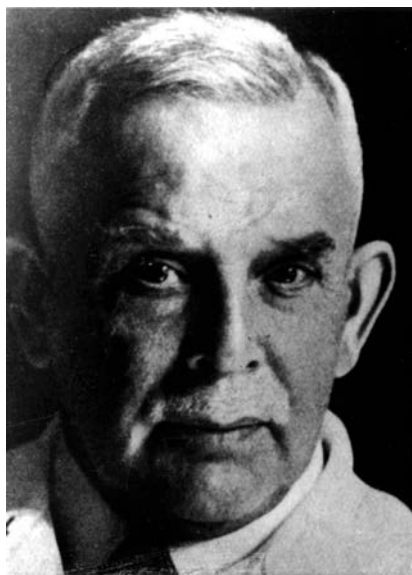
31. März 1943: 75. Geburtstag. Verleihung der Goethe-Medaille durch Prof. Dr. Lothar Kreuz (in Uniform), links: Bonhoeffer, Zutt; rechts: Klaus und Karl-Friedrich Bonhoeffer

© Archiv Neumärker

stellung und berichtet über den wahren Sachverhalt.²⁰

Bonhoeffer verfolgt all die Ereignisse mit Interesse. Bereits am 30. November 1945 wird er an den neuen Rektor der Universität mit der Bitte herantreten, ihn zu reaktivieren und ihm einen Forschungsauftrag auf dem Gebiet der Klinik der exogenen Psychosen zu verleihen. Schon am 29. Januar 1946 erhält er die Bestätigung als ordentlicher Professor an der Medizinischen Fakultät. Vorlesungen wird er allerdings keine halten, obwohl er im Vorlesungsverzeichnis geführt wird. Ab April 1946 stellt er seine klinischen Erfahrungen bei Patientenvorstellungen in den Wittenauer Heilstätten, der ehemaligen „Irrenanstalt Dalldorf-Wittenau“, zweimal wöchentlich zur Verfügung. Es sind auch finanzielle Nöte, die ihn in dieser Zeit zu der Maßnahme greifen lassen. Vor diesem Hintergrund sind nicht nur die von seiner ehemaligen Assistentin Herta Seidemann aus den USA übermittelten Informationen zu fachlichen Entwicklungen von Bedeutung, sondern auch deren Carepakete. „Ich weiß nicht, ob Sie sich vorstellen können, mit welcher Freude ein solches Paket in den Familien in unserem verhungerten Deutschland begrüßt wird. Ich bin Ihnen mit meiner Frau sehr dankbar, nicht nur um unseres eigenen Magens wegen, sondern auch um der ewig hungrigen heranwachsenden Enkel“, schrieb Bonhoeffer am 23. April 1947 an die „liebe Fräulein Collega“²¹ Er dankte mit Bild und Widmung.

Fallada war da schon tot. Er starb am 5. Februar 1947. Auf Intervention von Frau Ulla und gegen den Rat von Roggenbau und der behandelnden Ärztin Frau Dr. Annemarie Dührssen (1916–1998) verließen beide die Nervenlinik



*Fraulein Dr. H. Seidemann zur freundlichen Erinnerung an die gemeinsame Tätigkeit in der Nervenlinik in Berlin
K. Bonhoeffer*

Bild und Widmung an Herta Seidemann vom 23. April 1947 nach New York

der Charité am 14. Januar 1947 in Richtung Hilfskrankenhaus in der Blankenburger Straße 21/23 in Pankow.

Bonhoeffers Bemühungen, Roggenbau als seinen Nachfolger im Amt zu sehen, blieben erfolglos. Ab dem Herbstsemester 1949 wird Rudolf Thiele (1888–1960), seit 1920 bei Bonhoeffer Assistent, die Nervenlinik bis 1957 offiziell leiten.

Ende 1948 stellten sich, von Bonhoeffer aufmerksam registriert, Symptome eines Schlaganfalls ein. Am 4. Dezember 1948 ereilte ihn der plötzliche Tod. Paula Bonhoeffer stirbt am 1. Februar 1951. Das Familiengrab der Bonhoeffers, auch das von Karls Mutter Julie Bonhoeffer geb. Tafel (1842–1933), befindet sich auf dem Waldfriedhof Heerstraße in der Nähe des Olympiastadions.

Am 30. März 1957 erfolgte die Umbenennung der Wittenauer Heilstätten, wo Bonhoeffer zuletzt als „dirigierender Arzt“ tätig war, in Karl-Bonhoeffer-Heilstätten. Die Festrede hielt Prof. Dr. Zutt,

seit 1950 Lehrstuhlinhaber für Psychiatrie und Neurologie der Universität Frankfurt am Main. Man solle, so Zutt, „die Erinnerung an Bonhoeffer dauernd wachhalten [...] den Namen dieses großen Nervenarztes ehren und mahnen, dass die Arbeit in diesem Hause in seinem Namen, in seinem Sinne getan wird.“²² Die Errichtung einer Stele mit Büste von Karl Bonhoeffer vor dem Verwaltungsgebäude, die Namensgebung einer U- und S-Bahn-Station und die 88-seitige Festschrift *100 Jahre Karl-Bonhoeffer-Nervenlinik* im Jahre 1980 in West-Berlin waren Zeichen der Achtung. Hier nannte man die Einrichtung „Bonnys Ranch“. Auch in der DDR, namentlich in der Charité, bereitete man Bonhoeffer ein ehrendes Gedenken. Die DDR-Fachgesellschaft verlieh ab 1980 die Karl-Bonhoeffer-Medaille. Ihr erster Preisträger war Karl Leonhard (1904–1988), Nachfolger von Thiele im Direktorat der Nervenlinik der Charité. Ab 1986 wurde der Seminarraum der Klinik mit der bronzenen Bonhoeffer-Büste als „Bonhoeffer-Raum“ ausgewiesen. In den 80er-Jahren entwickelte sich zunehmend eine kritische Einstellung gegenüber der Person Bonhoeffer. Es ging um dessen Rolle bei der Konzeption und Umsetzung des „Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ von 1933. Er war ab 1934 wie fast alle Ordinarien des Reiches Beisitzer am Erbgesundheitsobergericht und ab 1938 als Sachverständiger tätig. Das Auftauchen und die Auswertung der in der Karl-Bonhoeffer-Nervenlinik gefundenen 54 Gutachten, die zwischen dem 11. Februar 1939 und dem 19. Dezember 1941 unter Mithilfe von Bonhoeffer angefertigt wurden, führte die Diskussion um die Stellung Bonhoeffers in der

NS-Zeit in eine neue Dimension. Es ging um Verantwortung, Schuld, Täterschaft, Zeitgeist, Ethik, Selbstbestimmung und letztlich um den psychisch Kranken, um die Psychiatrie!

Viele Akteure bemühten sich zu dem Thema, eingeschlossen die Bonhoeffer-Familie.²³ Auch wenn die Wittenauer Klinik nun den Namen Humboldt-Klinikum trägt, die Bonhoeffer-Büsten sowohl dort als auch in der Nervenlinik der Charité gestohlen wurden, die Namensgebung „Bonhoeffer-Raum“ getilgt wurde und der von Bonhoeffer beschriebene „akute exogene Reaktionstyp“ als organisch begründete Psychose in den Klassifikationen geführt wird – der Name und die wissenschaftliche Leistung eines Karl Bonhoeffer werden ihren Stellenwert behalten!

- 1 HFA Sign. N 188 B. 17.6.1935.
- 2 Bonhoeffer, Karl: Ein Rückblick auf über 45 Jahre psychiatrischer Entwicklung. Dt. med. Wschr. 64 (1938), S. 557-567.
- 3 Bonhoeffer, Karl: Zur Kenntnis des großstädtischen Bettel- und Vagabundentums. Z. Ges. Strafrechtswiss.: 1. Beitrag: 21 (1900), S. 1-65; 2. Beitrag: Prostituierte 23 (1903); S. 106-120.
- 4 Bonhoeffer, Karl: Die akuten Geisteskrankheiten der Gewohnheitstrinker. Eine klinische Studie. Jena: Fischer 1901.
- 5 Bonhoeffer, Karl: Zur Frage der Klassifikation der symptomatischen Psychosen. Berl. Med. Wschr. 45 (1908), S. 2257-2260.
- 6 Bonhoeffer, Karl: Die symptomatischen Psychosen im Gefolge von akuten Infektionen und inneren Erkrankungen. Leipzig und Wien: Franz Deuticke 1910.
- 7 Bonhoeffer, Karl: Die exogenen Reaktionstypen. Arch. Psychiat. Nervenkr. 58 (1917); S. 58-70.
- 8 Bonhoeffer, Karl: Die Unfruchtbarmachung der geistig Minderwertigen. Klin. Wschr. 3 (1924); S. 798-801.
- 9 Bonhoeffer, Karl; Zutt, Jürg: Über den Geisteszustand des Reichstagsbrandstifters Marinus van der Lubbe. Mschr. Psychiat. Neurol. 89 (1934), S. 185-213. Am 6. Dezember 2007 hat der Generalbundesanwalt beim Bundesgerichtshof der BRD das Urteil gegen van der Lubbe aufgehoben. S. a.: Soukup, Uwe: Das Märchen vom Einzeltäter. Tagesspiegel vom 26.2.2020. – Sowie: Gerrens, Uwe: Zum Karl-Bonhoeffer-Gutachten vom 30. März 1933 im Reichstagsbrandprozess. Jahrbuch des Landesarchivs Berlin 1991, S. 45-116.
- 10 Bethge, Eberhard: Dietrich Bonhoeffer – Theologe – Christ – Zeitgenosse. München: C. Kaiser 1983, S. 313.
- 11 Focke, Wanda: Begegnung. Herta Seidemann. Psychiaterin – Neurologin 1900–1984. Konstanz: Hartung Gorre 1986, S. 134.
- 12 Walther, Peter: Hans Fallada. Die Biographie. Berlin: Aufbau 2017, S. 261.
- 13 Kuhnke, Manfred: Väterchen Rowohlt, Freund Franz, die unselige Miss Dodd. Hans Falladas Besucher in Carwitz. Federchen, Neubrandenburg 2005, S. 19.
- 14 HFA Sign. N 41 B, 26.5.1935.
- 15 Koburger, Sabine: Ein Autor und sein Verleger. Hans Fallada und Ernst Rowohlt in Verlags- und Zeithorizonten. München: belleville 2015, S. 477.
- 16 HFA Sign. N 271 B, 30.6.1935.
- 17 HFA Sign. N 271 B, 22.7.1935
- 18 Schönknecht, Peter: Die Bedeutung der verstehenden Anthropologie von Jürg Zutt (1893–1980) für Theorie und Praxis der Psychiatrie. Würzburg: Königshausen & Neumann 1999.
- 19 Manthey, Jürgen: Hans Fallada in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch 1963, S. 151.
- 20 Kuhnke, Manfred: Szene im Hörsaal. Neue Deutsche Literatur 39 (1991), S. 167-172. – Sowie: Ders.: Szene im Hörsaal. Bemerkungen zu einem Film von Roland Gräf. In: ...Welch eine ungeahnte Welt eröffnet sich mir. Berlin: Steffen 2011, S. 77-81.
- 21 Focke: Begegnung, S. 134.
- 22 Zur Umbenennung der Wittenauer Heilstätten in Karl-Bonhoeffer-Heilstätten. Berliner Medizin 8 (1957), S. 228-231.
- 23 Arbeitsgruppe zur Erforschung der Geschichte der Karl-Bonhoeffer-Nervenlinik (Hrsg.): Totgeschwiegen 1933 – 1945. Zur Geschichte der Wittenauer Heilstätten, seit 1957 Karl-Bonhoeffer-Nervenlinik. 1. Aufl. Hentrich & Hentrich, Berlin 1988, 2. Aufl. 1989. Hier Neumärker, K.-J., M. Seidel: Karl Bonhoeffer und seine Stellung zur Sterilisierungsgesetzgebung, S. 219-282. – Sowie: Moskopp, D.; D. Jäckel (Hg.): Karl Bonhoeffer – ein Nervenarzt. Vorträge zum 60. Todestag. Berlin: Wichern 2009.

Ungeküsst in Leipzig

75 Jahre nach Falladas Tod lässt sich noch immer Neues über seine Jugendzeit entdecken

ARMIN GÖRTZ

Rudolf Ditzens erste Erwähnung in der Presse ging auf die schmerzhafteste Begegnung mit zwei Gäulen zurück. Am 18. April 1909 meldete das *Leipziger Tageblatt* in seiner Sonntagsausgabe: „Gestern vormittag in der 10. Stunde stieß der 15jährige Schüler Rudolf Dietzen an der Ecke Kant- und Elisenstraße, als er die Straßenkreuzung auf seinem Fahrrad passieren wollte, mit

einem Fleischergeschirr zusammen. Er kam so unglücklich zu Fall, daß er unter die Räder des Fuhrwerks stürzte, die über ihn hinweggingen. Mit schweren Verletzungen und Wunden im Gesicht wurde der Verunglückte im Automobil der Rettungsgesellschaft nach dem Krankenhaus gebracht. Den Führer des Geschirrs trifft keine Schuld.“¹ In der *Leipziger Volkszeitung* veröffentlichte ich jüngst einen Artikel zu Falladas 75. Todes-

tag und war bei der Materialsuche auf obige Notiz gestoßen. Bereits 2018 hatte Biograf Peter Walther eine ähnliche Zeitungsmeldung ans Licht gebracht. Der neue Fund war indes nicht nur einen Tag älter, sondern enthielt obendrein – leicht fehlerhaft – den Namen des Jungen. Tatsächlich, so bestätigten die weiteren Recherchen, ließ sich noch immer Neues über seine Leipziger Zeit entdecken. Das meiste ist natürlich bekannt,



Rudolf Ditzen besuchte das Königin-Carola-Gymnasium in Leipzig.

Fotos: Hans-Fallada-Archiv (rechts), Hermann Walter (Stadtgeschichtliches Museum Leipzig), Montage: A. Görtz

wobei Fallada Selbstdarstellungen gern ausschmückte.

Die Familie des Reichsgerichtsrats Wilhelm Ditzen war drei Wochen vor dem Unfall von Berlin in die attraktive Leipziger Südvorstadt gezogen. Sohn Rudolf, durch früheres Sitzenbleiben bereits im Rückstand, drohte wegen der abweichenden Schuljahrs-Taktung am Königin-Carola-Gymnasium weiterer Verzug. Die Alternative: sechs Monate überspringen. Entzückt vom Ehrgeiz, mit dem sein Spross für dieses Ziel büffelte, spendierte ihm der Vater in den Osterferien das Fahrrad. Zwei Tage vor der Aufnahmeprüfung kam der rauschhaft rasende Radler unter die Räder. Später plauderte er: „Von einer mitleidigen Seele wurde eine Matratze gespendet und ich erst einmal aus der Morgenkälte in einen Laden getragen, dessen Besitzer nicht ganz so mitleidig war, sondern heftig protestierte, weil ich ihm durch übermäßiges Bluten nicht nur den Laden beschmutze, sondern auch die Kundschaft verjage...“²

Als der ramponierte Richter-sonn nach qualvollen Monaten endlich zum Unterricht humpelte, landete er nicht in der erhofften Ober-, sondern in der Untersekunda, vergleichbar mit der

9. Klasse. In der Folgezeit brachten sich drei Zöglinge der elitären Lehranstalt um. Laut einer Schulpublikation witterte Rektor Paul Vogel Ursachen im Glaubensverlust, im Rauchen und insbesondere im frühzeitigen Studium der neueren Philosophie, das bei fehlender Anleitung zu Depression führen könne. Passend dazu blies Rudolf Trübsal, qualmte wie ein Schlot, fremdelte mit dem Christentum und stoppelte sich unter anderem bei Nietzsche eine düstere Welt-sicht zusammen. Der Mochtregern-Dandy beschloss, Schriftsteller zu werden. Lehrer Heinrich Degen vom literarischen Schulverein bescheinigte dem Anfänger, der sich an Märchen, Schauspielen und Versen versuchte, ebenso viel Talent wie überspannte Fantasie.

Trotz seiner Freundschaft zu den Klassenkameraden Willi Burlage und Peter Krambach litt er unter Einsamkeit. Auf das Gymnasium gingen nur Jungs. Umso härter traf den nach einer Typhuserkrankung erneut geschwächten Pechvogel, dass er den Tanzunterricht im Lokal *Elysium* lediglich als Zuschauer verfolgen konnte. Dort schmachtete der inzwischen 17-Jährige die von Peter umgarnte Käthe Matzdorf an.

Willi ermutigte Rudolf, ebenfalls sein Glück zu versuchen. Mit Erfolg. Er und die 16-Jährige schrieben einander, trafen sich, der Nachwuchspoet widmete ihr ein ellenlanges Liebesgedicht. Im Rückblick erklärte sie, es habe sich aus ihrer Sicht um eine „reine Freundschaft“ gehandelt: „Wir haben uns auch nicht etwa geküsst.“³

Der von vager Sehnsucht erfüllte, unaufgeklärte Bursche schickte einen anonymen Sex-Brief an Käthes Mutter. „In den Anlagen der Promenade zwischen fünf und sechs Uhr werden Sie den Schüler



Blick vom Leipziger Zentrum nach Süden: Die Elisen- heißt heute Bernhard-Göring-Straße. Grafik: A. Görtz

Ditzen mit Ihrer Tochter Unzucht treiben sehen“, fabulierte er.⁴

Als Mutter Matzdorf ihn mit dem Text konfrontierte, spürte Rudolf – welch Irrwitz! – Zorn auf den Verfasser, ließ trotzdem ähnliche Schreiben folgen. Der als Urheber in die Enge getriebene, von Gewaltfantasien geplagte Junge beschloss sich selbst zu töten, doch Freund Willi schlug Alarm, so dass die Eltern den Sohn retteten. Damit endete im März 1911 seine zweijährige Leipzig-Zeit. Der Pessimist zog nach Rudolstadt, wo er und ein Mitschüler sich gegenseitig erschießen wollten. Der Erfolg des Doppel-Suizids blieb einseitig, und nur durch zeitweise Unterbringung in der Psychiatrie entkam Rudolf einem Mordprozess.

Das Carola-Gymnasium an Leipzigs Elisenstraße (heute Bernhard-Göring-Straße) ging im Zweiten Weltkrieg unter, auch das *Elysium*



Falladas Jugendliebe Käthe Matzdorf. Foto: HEA

sowie die Wohnhäuser von Peter (Bayersche Straße 65, heute Arthur-Hoffmann-Straße) und Willi (Lesingstraße 1) stehen nicht mehr. Käthes Quartier am Körnerplatz 4 hat die Zeiten hingegen überdauert, ebenso wie das von Rudolf. Dort, an der Schenkendorfstraße 61, würdigt ihn eine Tafel. Die Ditzen-Wohnung erstreckte sich vom Parterre bis zur ersten Etage, wo der Junior aus seinem Zimmer auf die gegenüberliegende Grünfläche blickte. So steht es im Romanerstling *Der junge Goedeschal*, in dem Fallada 1920 sein Leipziger Pubertätselend ausbreitete.

Launiger klingen die Schilderungen im Band *Damals bei uns daheim* von 1941. Nach dem Unfall stützte ein Gestänge die Zähne des Halbwüchsigen. „Jeden Tag“, so Fallada, „erschien der Zahnarzt, ein echter Leipziger mit Namen Tritsche, und zog und drückte und schraubte, um ‚Kraut und Rüben‘ wieder in Richtung zu bringen.“⁵ Gemeint war wohl Dr. Curt Fritzsche, der dem Patienten „Bäbke Goh“ empfahl. Vater Ditzen trug die rätselhaften Laute in einer Drogerie vor und erhielt die Zahncreme Pebeco. In Neuenhagen, wo der Schriftsteller von 1930 bis 1932 lebte, wurde er Patient von Dr. Karl Görtz (1899–1977) und löste bei diesem eine lebenslange Fallada-Begeisterung aus. Mit Spätfolgen. Als Sohn des Zahnarztes, bishriger Journalist und nunmehriger Rentner (Jahrgang 1956) überkam mich die Lust, in Sachen Ditzen ein wenig nachzubohren.

Die Lebenswege von Rudolfs Leipziger Gefährten Peter und Käthe

Die Forschung hat Peter Krambach einst irrtümlich als Peter Krummbart bezeichnet und schenkt ihm bis heute wohl kaum Beachtung.

Doch es lohnt sich, die Lebensspur des Ditzen-Schulfreundes Peter Krambach zu verfolgen, der im Roman *Der junge Goedeschal* als Werner Klotzsch eine tragende Rolle spielt. Er kam am 31. Juli 1894 zur Welt, stammte väterlicherseits aus einer jüdischen Kaufmannsfamilie in Breslau. Nach dem Tod ihres Mannes 1905 kehrte Peters Mutter Margarete (1869–1943) mit ihren Söhnen nach Leipzig heim. Laut der Israelitischen Religionsgemeinde zu Leipzig war sie die Tochter des Spediteurs, Bankiers und jüdischen Gemeindevertreters Albert Meyer (1842–1917). Die Klassenkameraden Rudolf Ditzen und Peter Krambach wohnten nah beieinander und verliebten sich beide in Käthe Matzdorf. In der Romanhandlung folgten ein blutiger Streit der Jünglinge und eine zaghafte Versöhnung. Ob sie nach Rudolfs Wegzug noch Kontakt hielten, scheint fraglich. Peter heiratete die Leipzigerin Johanna Schmehl (1895–1982) und arbeitete als Geschäftsmann im Transportwesen. Mitte der 30er-Jahre ging er angesichts des wachsenden NS-Terrors zur Berliner Firma Silberstein, die Möbel flüchtender Juden nach Palästina beförderte. 1938 besuchte er New York – vermutlich um die eigene Emigration vorzubereiten. Die USA hatten den Zuzug begrenzt. Krambach setzte sich mit seiner Frau – wahrscheinlich zur Überbrückung der Wartezeit – zunächst gen Japan ab.

Am 13. Juli 1940 gelangten sie von Yokohama aus per Schiff nach San Francisco und fanden auf Grundlage der Einwandererquote Aufnahme. Dabei ist er als Jude, sie als Deutsche vermerkt. Am 30. August 1940 informierte eine deutsch-jüdische Zeitung in New York, dass Krambach nun für eine dortige Spedition arbeitete, 1946

folgte seine Einbürgerung. Er starb 1975 mit 81 Jahren nahe New York. Seine Mutter zählt zu den Opfern des Holocaust.

Ditzens Jugendliebe Käthe Matzdorf wohnte in seiner Nachbarschaft. Die gängige Behauptung, die Väter der beiden seien Kollegen am Reichsgericht gewesen, trifft nur teilweise zu. Reichsgerichtsrat Wilhelm Ditzen zählte dort zu den Richtern, Paul Matzdorf als Obersekretär und Rechnungsrat (später Geheimer Rechnungsrat) lediglich zur Verwaltung. Der Standesunterschied zwischen den Familien, der eine Beziehung erschwerte, klingt auch im Goedeschal-Roman an. Rudolf ließ nach seinem Abgang aus Leipzig den Kontakt zu Käthe versenden. Sie begann eine Ausbildung zur Säuglingsschwester und heiratete Ditzens Klassenkameraden Rudolf Haubold (1893–1942), der als Arzt mit seiner Familie nach Bautzen zog. Ditzen hatte Käthe einst das Gedicht *Minnedienst* gewidmet. Bevor die Witwe 1967 starb, übergab sie es an einen ihrer vier Söhne, der es 2002 dem Fallada-Archiv schenkte.

1 *Leipziger Tageblatt und Handelszeitung*, 18. 4. 1909, S. 8.

2 Fallada, Hans: *Damals bei uns daheim*, 1941 (<https://www.projekt-gutenberg.org/fallada/damals/chap014.html>).

3 Liersch, Werner: *Hans Fallada. Sein großes kleines Leben*. Verlag Neues Leben 1981, S. 41.

4 Crepon, Tom: *Leben und Tode des Hans Fallada*, Ullstein 1984, S. 39.

5 Fallada, Hans: *Damals bei uns daheim*, 1941 (<https://www.projekt-gutenberg.org/fallada/damals/chap014.html>).

Fallada zu übersetzen ist am interessantesten ...

Ein Bericht aus den USA

THOMAS BRICKE

Mein Interesse für den deutschen Schriftsteller Hans Fallada begann während meines Studiums. Ich war Student im Graduiertenprogramm der California State University, San Marcos (CSUSM). Es wurde langsam Zeit, die Abschlussarbeit zu Ende zu bringen, aber ich suchte immer noch nach dem ‚richtigen‘ Autor für die Übersetzung. Ich war unschlüssig, ob ich Hans Fallada oder Theodor Kramer wählen sollte. Für meinen Freund Julius Reiter war die Antwort sofort klar: „Fallada ist am interessantesten.“ Ich kann heute ohne Weiteres sagen, dass und wie sehr er Recht hatte und dass mein ‚Fallada-Abenteuer‘ mir neue Horizonte eröffnete.

Für meine Abschlussarbeit *Hans Fallada – The Journey Continues* nutzte ich die englische Übersetzung von Hans Falladas *Geschichten aus der Murkelei*: mein erster Schritt für eine Forschungsarbeit über die Grundlagen von der Theorie der Übersetzung und wie diese Grundlagen im ausgewählten Text praktisch umgesetzt wurden. Des Weiteren erarbeitete ich einen Überblick zum Gesamtwerk Falladas, zu der Entstehungszeit und zur Rezeption der ausgewählten Texte.

Der spanische Soziologe, Philosoph und Essayist José Ortega Y Gasset schreibt in seinem Essay *The Misery and Splendor of Translation* „Wir interessieren uns für sie [Falladas Texte, d.V.], sie sind uns wichtig [...] wie wir waren sie arme

Leute, die verzweifelt schwammen, wie wir es noch heute tun gegen die Flut der ewigen Katastrophe des Lebens.“¹

Aber wer genau war dieser Fallada, fragte ich mich? Bevor ich ihn übersetzen konnte, war es wichtig für mich, ein Verständnis von ihm zu gewinnen. Ich wollte die Bedingungen, Ecken und Kanten seines Lebens verstehen, musste seine Sphäre und Aura selbst spüren. Das waren meine hochtrabenden Pläne, als ich mit meiner Arbeit anfang. Heute, drei Jahre später, beschäftigen sie mich noch immer – wie es auch im Titel zum Ausdruck kommt: *The Journey Continues*. Meine ersten ‚wissenschaftlichen‘ Fallada-Begegnungen: Wikipedia-Einträge. Plötzlich hieß Hans Fallada auch Rudolf Ditzen, und er gehörte zu den sogenannten „inneren Emigranten“. Jetzt begann die Reise ernst und interessant zu werden: Die Welt von Hans Fallada alias Rudolf Ditzen lockte!

16. Juli 2019: Endlich, die letzte Station meines Abenteuers war



Links Thomas Bricke und rechts Dr. Stefan Knüppel auf dem Gelände des Hans-Fallada-Museums Foto: privat

erreicht ... Carwitz, das Museum/ehemalige Wohnhaus von Hans Fallada. Die Gegend erinnert mich an New England. Ich wurde vom Museumsleiter Dr. Stefan Knüppel herzlich empfangen. Während meines Aufenthaltes dort hielt ich im Garten eine Vorlesung über *Die Geschichte vom verkehrten Tag* – die Zuhörerschaft bestand aus zwei Familien, die mit ihren Kindern das Museum besuchten hatten. Wir alle hatten viel Spaß.“²

2019 hielt ich mich für längere Zeit in Deutschland auf. Der erste Forschungsaufenthalt in Ainring, im Januar, hatte noch ganz im Zeichen der Recherche gestanden. Ich hatte einen Vortrag gehalten: *Hans Fallada und die persönlichen Eigenschaften. Eine Übersetzung*.³ Mehr als 100 Teilnehmer folgten meinem Vortrag, sorgten für einen ‚Energieschub‘ in meiner Fallada-Forschung. Ich war überwältigt! Mit diesem neuen seelischen Aufschwung kehrte ich im Sommer desselben Jahres nach Deutschland für den zweiten Forschungsaufenthalt zurück. Diesmal folgte ich Falladas Spuren: Von seinem Elternhaus in Greifswald aus wanderte ich durch sein Leben und beendete meine dreiwöchige Studienreise schließlich in Carwitz, wo er seine *Geschichten aus der Murkelei* und weitere Werke geschrieben hatte.

„Nicht nur die physische Umgebung, sondern auch die Persönlichkeit des Sprechers, seine Einschätzung des Wissens und die Persönlichkeit seines Ansprechpartners und kulturelle Traditio-

nen sind Teil des außersprachlichen Rahmens.“⁴

Zu jener Zeit, im Juli 2019, war mein erster Übersetzungsentwurf bereits fertiggestellt. Ich hatte meinen Besuch zeitgleich mit den jährlichen *Hans-Fallada-Tagen* geplant und dadurch die Chance, Dr. Stefan Knüppel sowie die derzeitige Archivleiterin Erika Becker und auch die ehemalige, Sabine Lange, besuchen und interviewen

zu können. Alle drei erweiterten mein Wissen über Fallada enorm, und so entstanden neue Beziehungen zur wissenschaftlichen Gemeinschaft, die sich mit Fallada beschäftigt.

Nach meinen Forschungsaufenthalten in Deutschland und der erfolgreichen Verteidigung meiner Abschlussarbeit folgte meine erste Publikation: *The Story of the Little Story*.⁵ Das Buch enthielt sowohl den englischen als auch den deutschen Originaltext von 1938. Dieses Projekt war im Wesentlichen eine Gelegenheit für mich und zwei andere Masterstudenten, die eigenen persönlichen und beruflichen Grenzen zu erfassen und zu erweitern. Unsere Zusammenarbeit, das Vorbereiten der Publikation, wie z. B. die Auswahl der richtigen Schriftgrößen, sowie die gesamte Organisation des Buches waren nur einige Herausforderungen, mit denen wir konfrontiert wurden und durch die wir lernen konnten.

Während die Hauptfigur in der ursprünglichen Fassung von *Die Geschichte von der kleinen Geschichte* ein Junge ist, der ohne Namen auskommt, trägt sie in dieser Übersetzung den Namen Reux mit nichtbinärem Pronomen. Dieser genderneutralisierende, literarische Kunstgriff soll dazu dienen, über ein ‚nur zugewiesenes‘ Geschlecht hinauszugehen bzw. grundsätzlich Geschlecht/er zu ‚überwinden‘. Bei der Übersetzung ins Englische gestaltete sich dieser dramaturgisch-literarische Anspruch allerdings als ziemlich schwierig. Aber im Verlauf intensiver Brainstorm-Sessions im Spätsommer 2021 fanden meine Redakteurin Erica Wahlgren und ich eine – wie wir denken – gute Lösung und am Ende auch die richtigen Worte.

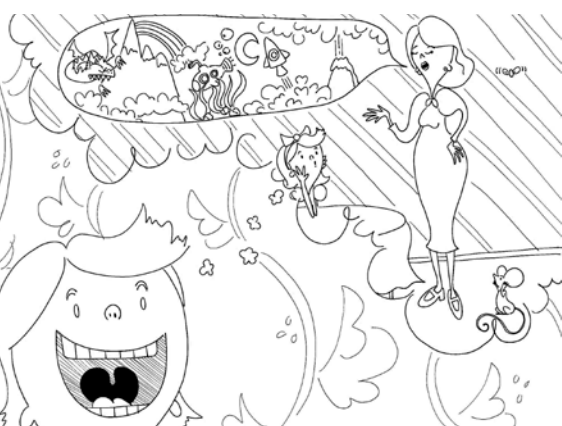


Illustration des Covers: Elizabeth Roush

Visualisiert und komplettiert durch wunderschöne Illustrationen von Elizabeth Roush, waren wir nun auf dem richtigen Weg zu unserem Ziel: nämlich zu Falladas Idee von einer Erzählung, die weder von einem Jungen noch von einem Mädchen handelt, sondern von einem Kindheitsmoment. Einem Moment, wie es der Autor schon vor so vielen Jahren so schön erzählt hatte.

Im November 2021 war ich bei CWLS [Community and World Literary Series, d. V.] eingeladen und hielt einen Vortrag über *The Story of the Little Story*.⁶ Zusammen mit Elizabeth Roush und Erica Wahlgren erläuterte ich den Prozess der Übersetzung, Illustration und Publikation unserer ersten Arbeit. Derzeit arbeiten wir daran, den kompletten Satz der übersetzten Geschichten zu veröffentlichen.

Das Ziel nach der Masterarbeit besteht in der Hoffnung auf den Zugang zu einer komplex angelegten literarischen Figur, die durch Falladas Gestaltung die Merkmale und Rhythmen der Zeit deutlich werden lässt. Ich persönlich bin danach sozusagen „hooked“ [deutsch: süchtig, d.V.], denn auch in diesem literarischen Umfeld der ‚Inneren Emigranten‘ finden wir etwas, das über uns selbst erzählt. Gassets



Illustrationen zu Falladas „Geschichten aus der Murkelei“ von Elizabeth Roush

Ansatz ist, dass Geschichte wichtig ist, ein Beitrag – ein rudimentärer Baustein – ein Fundament, auf dem wir weiter aufbauen können.

Das Haus in Carwitz steht noch genauso da wie seinerzeit, als Fallada dort lebte. Andere Häuser wurden im Verlauf der Jahre in der Nachbarschaft gebaut. Mittlerweile gibt es einen Campingplatz auf der anderen Seite des Sees, aber der Steingarten aus der *Geschichte vom getreuen Igel* ist immer noch zu sehen. Darüber hinaus existieren die Schaukel im Hof – wenn auch nicht das Original –, die Scheune aus der *Geschichte vom Brüderchen*; der Haussee und

der „Deutsche Hof“ in der nahe gelegenen Stadt Feldberg⁷, die beide in der *Geschichte vom verkehrten Tag* wiederkehren. Dies sind nur einige der Details seines Alltags, die Fallada in seinen Geschichten verarbeitete, die er aus alltäglichen Ereignissen zusammenwebte, die so groß waren wie das Leben selbst.

1 Gasset, José Ortega y. *The Misery and Splendor of Translation*. In: *Theories of Translation: an Anthology of Essays from Dryden to Derrida*. University of Chicago Press, 1992, S. 110.

2 *Journalbeitrag*

3 *Der Vortrag befasste sich u. a. mit den persönlichen Eigenschaften eines Übersetzers, die den Arbeitsprozess sowohl unterstützen als auch behindern können. Im Weiteren wurde eine Aufführung des Dokudramas Hans Fallada: Im Rausch des Schreibens vorgestellt*. Polar Film + Medien GmbH, 2016.

4 Schogt, Henry. *Semantic Theory and Translation*. In: *Theories of Translation. Anthology of Essays from Dryden to Derrida*. University of Chicago Press, 1992, S. 198.

5 *The Story of the Little Story*, KDP, 2021

6 CSUSM: Community and World Literary Series: https://www.csusm.edu/ltwr/news/cwls.html?fbclid=IwAROVYozQctf9JlQ6CQd9SIZOd-gLliRGN0pj_iahbKe4-L7W1Yj6dTEb6cM
Video von dem Vortrag: <https://www.youtube.com/watch?v=Zh5W62xtFSk>

7 *Die Familie Fallada blieb dort, während Renovierungsarbeiten an dem Haus vorgenommen wurden, das sie gekauft hatten*.

Der Regisseur Wolfgang Liebeneiner

Anmerkung der Redaktion:

Vom 4. August bis zum 17. November 1943 erschienen die Teile von Falladas Fortsetzungsroman „Der Jungherr von Strammin“ in der „Woche“, einer zum Hugenberg-Konzern gehörenden national-konservativen Zeitschrift. Noch vor Beendigung des Abdrucks erkannte der Produktionschef der Ufa-Filmkunst GmbH, Wolfgang Liebeneiner, das Potenzial des heiteren Werkes für eine Verfilmung. Am 7. September 1943 erfolgte der Vertragsabschluss, am 1. Oktober übermittelte Verlagsleiter Heinrich Maria Ledig aus Stuttgart seinen Glückwunsch zum „Liebeneiner-Vertrag“. Zu der geplanten Verfilmung kam es jedoch aufgrund des Kriegsverlaufes nicht mehr.

HOLGER MAHLICH

Wolfgang Liebeneiner war nicht nur ein bekannter Regisseur, sondern in seinen Anfangsjahren auch ein erfolgreicher Schauspieler. 1905 in Schlesien geboren, begann er seine bemerkenswerte Laufbahn an den Universitäten Innsbruck, Berlin und München, an denen er Philosophie, Germanistik und Geschichte studierte. An der Münchner Universität gab es eine Theatergruppe – die „Akademische Spielschar“ – in der er als Schauspieler mitwirkte und auch inszenierte. Durch einen Dramaturgen der Münchner Kammerspiele wurde er dort zufällig entdeckt und 1928 an die Kammerspiele, unter der legendären Intendanz von Otto Falkenberg, engagiert. Seine Begabung führte ihn sehr schnell an Max Reinhardts Deutsches Theater in Berlin, und 1932 verpflichtete ihn Max Ophüls

für eine Hauptrolle in seiner Arthur-Schnitzler-Verfilmung *Liebelelei* an der Seite von Magda Schneider und Gustaf Gründgens. Diese Rolle wurde sein filmischer Durchbruch. In den folgenden Jahren verkörperte er in vielen, meist wenig anspruchsvollen Filmen den Typus des „sensiblen Liebhabers“. Die Festlegung auf diesen Typ störte ihn zunehmend, aber er wurde dadurch zu einem populären Schauspieler in Deutschland.

Gustaf Gründgens engagierte ihn 1936 ans Preußische Staatstheater als Schauspieler und Regisseur. Seine erste Inszenierung am Staatstheater war die Komödie *Versprich mir nichts*. Unmittelbar danach erhielt er auch das Angebot, dieses Stück zu verfilmen. Mit dem Erfolg des Filmes begann seine außergewöhnliche Karriere als Filmregisseur. Es folgten *Der Mustergatte*, *Yvette*, *Du und Ich*, *Ziel in den Wolken*, *Der Florentiner Hut*,

in dem er auch mit ungewöhnlichen filmischen Ausdrucksmitteln experimentierte. In kurzer Zeit avancierte er zu einem der anerkanntesten Filmregisseure jener Zeit. Seine zwei *Bismarck*-Filme, in denen eine Verbindungslinie von Bismarck zu Hitler aufschien, sowie vor allem sein Film *Ich klage an* fallen heute unter die Rubrik Propagandafilme.

Wolfgang Liebeneiner wurde durch seine Erfolge sowie seine Popularität auch immer stärker in den nationalsozialistischen Kulturbetrieb eingebunden. Er wurde 1938 künstlerischer Leiter der neugegründeten Filmakademie, 1939 ehrenamtlicher Leiter der Fachschaft Film der Reichsfilmkammer, 1942 Mitglied des Präsidialrates der Reichstheaterkammer und ebenfalls 1942 Produktionschef der Ufa. In dieser Funktion war er bis 1945 tätig. In all diese Funktionen hatte er sich weder gedrängt noch durch Servilität den Machthabern angedient. Er war nie Mitglied der NSDAP oder einer anderen Gliederung des Regimes. Sein Aufstieg war seiner außergewöhnlichen Begabung zu verdanken, und er hat die Chancen, die sich ihm boten, genutzt. Seine innere Distanz zu diesem Regime hat allerdings nicht zu gravierenden Berührungängsten geführt.

Produktionschef der Ufa

Anfang Januar des Jahres 1942 hatte es einen organisatorischen Umbruch in der deutschen Filmwirtschaft gegeben. Dr. Winkler, der umtriebige Geschäftsmann in Goebbels' Diensten, fasste alle Filmgesellschaften im Reich, die sich ohnehin schon unter dem Dach der von ihm geleiteten, Cautio Treuhand GmbH befanden in der neu gegründeten Dachgesellschaft Ufa Film GmbH (Ufi) zu-

sammen. Dazu gehörten die Gesellschaften Bavaria, Tobis, Terra, Wien-Film, Prag-Film, Berlin-Film sowie die alte Ufa unter dem neuen Namen Ufa-Filmkunst GmbH. Für diese neue Gesellschaft suchte Dr. Winkler einen neuen Produktionschef.

Er hatte Wolfgang Liebeneiner schon des Öfteren die Leitung einer Filmgesellschaft angeboten, aber dieser hatte immer wieder unter Hinweis auf seine Mehrfachbelastung als Filmregisseur und vor allem als Regisseur und Schauspieler des Staatstheaters abgelehnt. Da das Preußische Staatstheater Göring unterstand, konnte man sich hin und wieder Goebbels' Anforderungen entziehen, doch dem Vorschlag, Liebeneiner zum Ufa-Produktionschef zu machen, stimmte Göring zu.

Liebeneiner war hin- und hergerissen. Einerseits könnte er als Produktionschef viel bewegen – er könnte neue Autoren gewinnen und künstlerisch anspruchsvollere Stoffe auf den Weg bringen. Er könnte auch seine Vorstellung, eine echte deutsche Filmindustrie zu schaffen, die der amerikanischen Struktur nahekommt, in Angriff nehmen. Er könnte die technische Ausstattung verbessern, die schwerfälligen Organisationsstrukturen, die er immer wieder kritisiert hatte, aufbrechen, und, und, und ... Aber ist das mit einem Propagandaminister, mit dem er immer wieder Auseinandersetzungen hatte, zu erreichen?

Er beriet sich mit Kollegen und Freunden und nahm, auch auf deren Anraten, schließlich an.

Bei der Übernahme seines Amtes als Produktionschef formulierte er ein Geleitwort zum Ufa-Programm. Darin hieß es: „Über allen Filmen aber steht außer der Forderung nach einer künstleri-

schen Form eine andere: Sie sollen werben für einen freundlichen, sauberen, hilfsbereiten und höflichen Menschentyp voller Lebenskraft und Lebensfreude und mit dem Glauben an das Gute im Menschen, ein Typ, der nur dann zornig und grob wird, wenn man seine Kräfte zum Kämpfen und Streiten zwingt. Sie sollen mithelfen, die alte Vorstellung auszuräumen, es könne eine rauhe Schale allein darum schon etwas Erstrebenswertes sein, weil in jeder rauhen Schale ja doch ein guter Kern stecke.“ Sehr heroisch klang das nicht.

Kaum im Amt, stürzte er sich mit der ihm eigenen Arbeitswut auf seine neuen Aufgaben. Er engagierte als erstes den Pressechef der Tobis, Richard Düwell, und machte ihn zum Leiter der Stoffredaktion der Ufa und somit zu seinem engsten Mitarbeiter. Er bemühte sich, neue unverbrauchte Autoren, die dem Film aus künstlerischen Gründen bisher ablehnend gegenübergestanden hatten, zu gewinnen. Er überzeugte sie, dass auch der Film künstlerischen Kriterien verpflichtet sei. Seiner Ansicht nach solle ein Autor kein Drehbuch schreiben, sondern eine Filmnovelle. Ein Drehbuch zu verfassen, sei Aufgabe des Regisseurs, da ein Drehbuch eine Fülle von technischen Details enthält, die für den Gang der Geschichte nicht interessant seien. Eine Filmnovelle sei wie ein Drama auf dem Theater – der Regisseur bestimmt nur die Umsetzung. Der Autor sei einzig und allein seinem Stoff verpflichtet. Liebeneiner wollte eine neue Filmzeitschrift gründen, in der man diese Filmnovellen veröffentlichen würde, später auch verlegen, selbst wenn es nicht zu einer filmischen Umsetzung käme. Damit hatte er Erfolg. Zwar musste er die bereits genehmigten Projekte weiterfüh-

ren, aber danach würde er seine Vorstellungen in Angriff nehmen. So entstanden unter seiner Leitung Filme wie *Via Mala*, *Träumerei* und *Frau meiner Träume*, die Goebbels als düster und pessimistisch geißelte und gravierenden Änderungen unterwarf.

In dieser Zeit war Wolfgang Liebeneiner auch Falladas Roman *Der Jungherr von Stramin* aufgefallen, der als Fortsetzungsroman in der Zeitschrift *Die Woche* erschien. Er bot Fallada einen Vertrag an, der am 7. September 1943 zu Abschluss kam und mit 25.000 RM dotiert war. Durch die Kriegseignisse kam es allerdings nicht zu einer filmischen Umsetzung.

Das Eis, auf dem sich Liebeneiner als Produktionschef bewegte, war dünn. Er vergab mehrere Drehbuchaufträge an Autoren, die mit Berufsverboten belegt waren, unter anderem an Erich Kästner und den Autor Werner Hochbaum, der unter dem Pseudonym Wassermann schrieb.

1944 erschütterte die Düwell-Affäre seine herausgehobene Stellung. Düwell war, wie gesagt, sein engster Mitarbeiter, unglücklicherweise auch dem Alkohol sehr zugetan. In betrunkenem Zustand erklärte er öffentlich: „Ob die Ufa eine Stalin- oder Churchill-Ufa sei, sei gleich, weil sie in ihrer Tätigkeit dadurch nicht berührt würden.“ Außerdem habe er bei Vorlage eines Manuskriptes mit nationalsozialistischer Tendenz gesagt: „Man solle ihn mit der braunen Sauce in Ruhe lassen, die stehe ihm zum Halse heraus“, und weiter: „... sie könne sich ja wohl denken, dass er keine Lust habe, sich für die Nazis eins in den Kopf knallen zu lassen“. Er wurde denunziert und vor den Volksgerichtshof gestellt. Liebeneiner hat alles in seiner Macht Stehende getan, um Düwell

vor dem Todesurteil zu retten – bei der Gestapo interveniert, einen Anwalt besorgt (und bezahlt), hat trotz eines ausdrücklichen Verbots von Goebbels ein Leumundszeugnis für ihn ausgestellt – es hat alles nichts genützt. Düwell wurde von dem berüchtigten Präsidenten des Volksgerichtshofes Freisler zum Tode verurteilt und hingerichtet. Liebeneiner hat daraufhin in einem Brief an Goebbels um seine Entlassung gebeten, die der Propagandaminister allerdings ablehnte. Aber er bekam einen nationalsozialistischen Stellvertreter an die Seite gestellt – Heinz Tackmann, der gleichzeitig Firmenchef der Ufa-GmbH wurde.

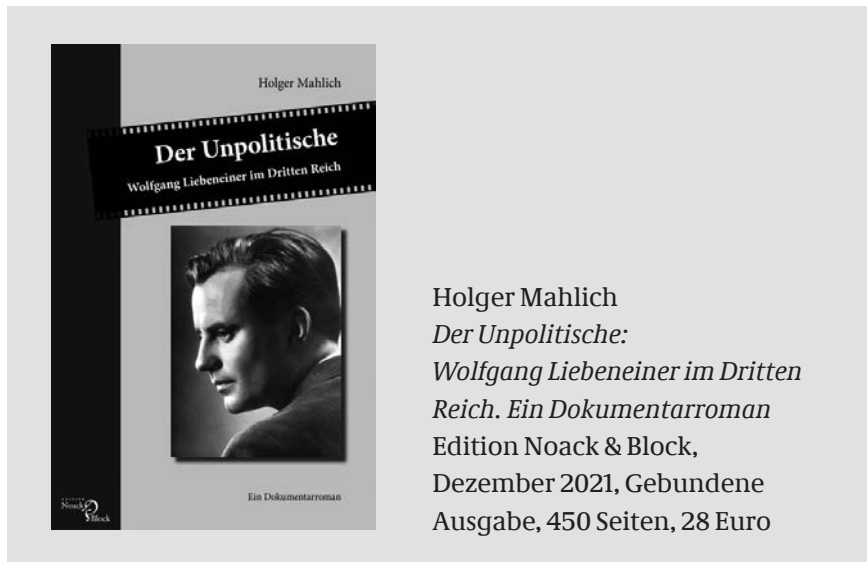
Dennoch entstehen unter Liebeneiners Leitung Filme wie *Unter den Brücken*, die Regie vertraute er Käutner an, das Lustspiel *Fahrt ins Glück* in der Regie von Erich Engel, *Kamerad Hedwig* in der Regie von Gerhard Lamprecht. Veit Harlan bereitete *Kaufmann von Venedig* vor, Alfred Braun *Puppenspieler*. Weiter wurden Filme wie *Der Mann, der durch die Wand gehen konnte*, *Hänsel und Gretel*, *Herrin vom Holgersenhof*, *Das gestohlene Gesicht* vorbereitet – alles Filme, die Goebbels' Forderung nach politischen Filmen kaum entsprachen. Im Frühsommer 1944 erhielt er ein Treatment mit dem Titel *Das Leben geht weiter*. Dieser Film spielte in dem von Bombenangriffen und Trümmern gezeichneten Berlin des Jahres 1943. Gezeigt werden sollten die Entbehrungen der Bevölkerung, die trotz allem nicht den Mut verliert und durchhält. Dieses Treatment ist offensichtlich von Goebbels persönlich geschrieben, der sich ja für einen Dichter hielt. Das Drehbuch, so verfügte Goebbels, solle Liebeneiner schreiben, wie auch die Regie übernehmen. Dieser Film war der letzte

sogenannte Großfilm der Ufa. Alle anderen Projekte hatten zurückzustehen. Liebeneiner war sich der Doppeldeutigkeit des Titels bewusst – es war bereits fünf vor zwölf – und er betrieb einen ungeheuren Aufwand bei der Realisierung. Es galt Zeit zu gewinnen. Wahnwitzige Dekorationen wurden gebaut, z.B. der Anhalter Bahnhof, der längst zerstört war, wurde im Atelier original nachgebaut, es wurden Unmengen von Kleindarstellern engagiert und oft auch Schauspieler mit Rollen besetzt, die schon vergeben waren, um sie vor dem Volkssturm zu bewahren. Das funktionierte nur, weil es in diesem Chaos keine endgültige Drehbuchfassung gab und niemand außer Liebeneiner wusste, wie der Film am Ende aussehen sollte. Im März 1945 wurden die Dreharbeiten nach Lüneburg verlegt, da in Babelsberg an Drehen nicht mehr zu denken war. Das gedrehte Material wurde im Dom zu Bardowick versteckt, in der skurrilen Annahme, nach Kriegsende weiterdrehen zu können. Liebeneiner glaubte, einen ersten großen und wahren Film über diese schicksalsschwere Zeit drehen zu können, statt eines letzten Propagandafilms für Goebbels. Am 18. April 1945 ist dann Schluss. Die Engländer erreichen Lüneburg und an Drehen war nicht mehr zu denken. Die gut versteckten Filmrollen mit dem bereits gedrehten Material fanden wahrscheinlich Kinder und weil die Filmrollen so schön brannten, gingen alle Phantasien Liebeneiners in Flammen auf.

Der Produktionschef der Ufa, der seine Stellung auch nutzte, um bedrängten Menschen zu helfen – das belegen viele Briefe, die ihn bei seiner Entnazifizierung entlasteten – der sich selbst als unpolitisch

begriff, ist trotz seiner inneren Distanz zur Naziherrschaft über ein opportunistisches Verhalten nicht hinausgelangt. Wie so viele.

(Die Düwell-Zitate stammen aus: Das Ufa-Buch. Kunst und Krisen, Stars und Regisseure, Wirtschaft und Politik. Hg. von Hans-Michael Bock und Michael Töteberg in Zusammenarbeit mit CineGraph, Zweitausendeins. Frankfurt/Main 1992.)



Holger Mahlich
Der Unpolitische: Wolfgang Liebeneiner im Dritten Reich. Ein Dokumentarroman
Edition Noack & Block,
Dezember 2021, Gebundene Ausgabe, 450 Seiten, 28 Euro

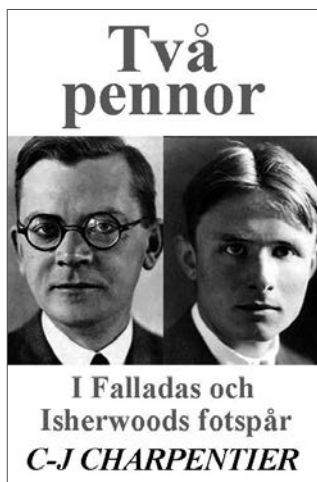
Neue Bücher über Fallada

SABINE KOBURGER

I
Post aus Schweden

Kürzlich erreichte mich ein Geschenk aus Schweden, ein Büchlein (88 Seiten) des Anthropologen, Schriftstellers und Journalisten Carl Johan Charpentier mit dem Titel *Två pennor. I Falladas och Isherwoods fotspår* (dt. *Zwei Stifte. Auf Falladas und Isherwoods Fußspuren*). Das Buch ist bereits 2016 in Schweden erschienen, in aktualisierter Form und auch online 2019, aber bisher noch nicht ins Deutsche übersetzt worden. Es enthält zahlreiche Fotos der beiden Schriftsteller und ihrer Wirkungsstätten.

C-J Charpentier ist für *Salatgarten*-Leser kein Unbekannter. Er hat im Heft 1/2018 den Aufsatz *Falladas polnische Jahre. Eine Bilderreise der besonderen Art* verfasst. Die Internetseite *World Cat Identities* nennt ihn als Autor von 94 Arbeiten in 160 Publikationen, übersetzt in vier



© C-J Charpentier

Sprachen, zu finden in 396 Bibliotheksbeständen. (vgl. <http://worldcat.org/identities/lccn-n83197101/>). Er hat zahlreiche Bücher über Afghanistan geschrieben, wo er als Augenzeuge vor Ort war, so *Afghanistan – Rape Country* und *The Song of the Samovars*. Außerdem verfasste Charpentier eine Reihe von Reportagen, unter anderem über Kambodscha, Burma und China, sowie mehrere Romane und Erzählbände. 2020 erschien das Buch *Mannen som häcklade Hit-*



C-J Charpentier mit seiner verstorbenen Frau Ann-Mari Foto: privat

ler. En bok om John Heartfield (dt. *Der Mann, der Hitler gehackt hat. Ein Buch über John Heartfield*). Charpentier hat inzwischen ein autobiografisches Werk beendet – über seine Ehe, seine Arbeit als Schriftsteller und Kulturjournalist –, das demnächst erscheinen wird: *MARDRÖMMEN – en berättelse om kärlek* (dt. *Der Alptraum – eine Erzählung von Liebe*). Es behandelt auf ungefähr 35 Seiten auch seine Fallada-Forschung in Rudolstadt, Berlin und Polen.

Aus seiner Publikation *Zwei Stifte* präsentieren wir Ihnen das Vorwort. Die Redaktion bedankt sich ganz herzlich bei Angelika Werner, die schon 2018 Charpentiers Aufsatz ins Deutsche übertragen hatte, und bei Eva Eriksson von der Deutsch-Schwedischen Gesellschaft e.V. in Stralsund für die gemeinsame Übersetzung des einleitenden Textes.

Einleitung: Zwei Stifte, zwei Texte

INLEDNING: TVÅ PENNOR, TVÅ TEXTER

Författarna Hans Fallada (1893-1947) och Christopher Isherwood (1904-1986), en tysk och en engelsman, vistades båda i Berlin i början av 1930-talet, och båda lämnade staden ett par månader efter Hitlers makttillträde.

Fallada stannade i Tyskland, köpte hus i den lantliga idyllen Carwitz, och Isherwood begav sig ut i Europa och gjorde senare en Asienresa, varefter han fortsatte till USA – som skulle bli hans hemland. Medan Fallada levde vidare genom nazifiering, krig och krigets omedelbara efterbörd.

Däremot vet man inte om deras vägar korsades i Berlin. Men det är ändå fullt möjligt att de kan ha stött ihop på gatan, eftersom Falladas förläggare fanns i samma stadsdel som Isherwood, alternativt setts på någon slabbig sylta där Fallada söp och/eller knarkade, och där Isherwood jagade unga män, *teenage rent boys* eller *Puppenjungan* – som han vanligtvis betalade för.

Fallada och Isherwood var produktiva, skrev – beroende på hur man räknar – omkring trettio böcker var. Dessutom var de båda "maniska konsumenter": Fallada av nikotin-alkohol-droger, Isherwood av ynglingar – lär ha humnit med ett mycket stort antal i Berlin. Vilket sammantaget ger oss levnadsöden som alltför fångstär litteratur- och historiciintresserade; liksom Weimartid, Tysklands brutalisering, och påföljande krigsår.

Kulturens adresser har alltid fascinerat mig: hus där någon har bott och skapat, eller där något har hänt – i verklighet eller i fiktion, dåtid vägt mot nutid, och det är ett intresse som tidigare bland annat fört mig till såväl Alfred Döblins olika böningsar som till miljöerna i filmen *Den tredje mannen*. För att jag vill känna en stämning, och inte minst ta reda på hur dessa platser ser ut i dag. En sorts kulturens topografi med antropologens ögon.

Die Schriftsteller Hans Fallada (1893–1947) und Christopher Isherwood (1904–1986), ein Deutscher und ein Engländer, hielten sich beide Anfang der 30er-Jahre in Berlin auf, und beide verließen die Stadt ein paar Monate nach Hitlers Machtübernahme.

Fallada blieb in Deutschland, kaufte ein Haus in der ländlichen Idylle von Carwitz, und Isherwood bereiste Europa, reiste später nach Asien und danach weiter in die USA, die seine Heimat werden sollten. Hingegen erlebte Fallada den Nazi-Krieg und seine unmittelbaren Auswirkungen.

Ob sich ihre Wege in Berlin kreuzten, weiß man nicht. Aber es ist sehr gut möglich, dass sie sich auf der Straße trafen, denn Falladas

Verleger wohnte im selben Stadtteil wie Isherwood. Oder sie sahen sich in einer der schlimmen Kneipen, wo Fallada trank und Drogen nahm. Und Isherwood hielt Ausschau nach jungen Männern oder Strichern im Teenageralter, die er für ihre Dienste bezahlte. Fallada und Isherwood waren produktiv; sie schrieben jeder (abhängig davon, wie man zählt) ungefähr 30 Bücher. Außerdem waren beide „manische Konsumenten“: Fallada von Nikotin, Alkohol und Drogen, Isherwood von Jünglingen (von denen soll eine große Anzahl aus Berlin gewesen sein). Zusammengekommen ergibt das Lebensläufe, die immer noch durch die Literatur und ihr historisches Interesse fesseln, ebenso durch die Zeit der Weimarer Republik und Deutschlands brutale Entwicklung danach.

Kulturstätten haben mich immer fasziniert: Häuser, die jemand bewohnt und geschaffen hat, oder wo etwas passiert ist: in der Wirklichkeit oder in der Fiktion. Damalige Zeiten zu vergleichen mit der jetzigen Zeit, das ist ein Interesse, das mich früher zu Alfred Döblin führte und zum Milieu des Films *Der dritte Mann*. Weil ich eine Stimmung fühlen und nicht zuletzt herausfinden möchte, wie diese Plätze heute aussehen. Eine Art Kultur-Topografie mit den Augen eines Anthropologen.

Aber es gibt noch einen Anreiz für dieses Buch: Ich bin, ehrlich gesagt, der fehlerhaften Aussagen überdrüssig, die sich über Fallada, Isherwood und die Weimarer Zeit in schwedischen Kulturzeitungen finden, als ob es während der frühen 30er-Jahre in Deutschland eine Hyper-Inflation gegeben hätte (vgl. *Aftonbladet*), oder dass die Übersetzung von Isherwoods

Wiedersehen in Berlin schon 1939 herausgekommen sei (SDS, 2009). Unkorrekte Jahreszahlen gibt es auch in *Ekspressen*, 2015, genau wie in *Dagens Nyheter*. Dort wird fälschlicherweise behauptet, Fallada habe *Jeder stirbt für sich allein* im Charité-Krankenhaus geschrieben sowie (21.2.2005), dass er 23mal „zwangsweise in der Psychiatrie“ behandelt worden sei. Richtig ist die Zahl Drei. Um nur ein paar Beispiele zu nennen. Der eine oder andere mag denken, ich sei zu genau. Aber die Fakten kann man nur auf eine Weise wiedergeben: auf die korrekte. Alles andere nenne ich Unwissenheit, Nachlässigkeit und Trägheit. Dabei war es doch in der Menschheitsgeschichte nie so einfach, etwas zurückzuverfolgen, wie heute. Außerdem ist das Risiko groß, dass solch dummes Zeug – das auch ins Netz gestellt wurde – unkritisch weitergegeben wird, z.B. in Aufsätzen und in der Fachliteratur.

Die beiden Texte in diesem Buch gehen vom gleichen Modus Operandi aus: vom Vergleich der damaligen mit der heutigen Zeit. Das Material über Fallada wurde 2014 bis 2015 in Berlin, Schleswig-Holstein, Hamburg und Westpolen gesammelt – mit Unterstützung der Helge-Ax:son-Johnsons-Stiftung –, das Isherwood-Material sammelte ich in Berlin 2015.

Berlin zum Schluss: ich habe die Stadt ungefähr 70mal besucht, das erste Mal Mitte der fünfziger Jahre mit meinen Eltern, und ich war in Berlin in der Nacht, als die Mauer fiel, danach bin ich immer wiedergekommen, und die Besuche sind zu vielen Büchern und weiteren Texten geworden. Damit habe ich den Startschuss gegeben.

C-JC

II

Neu auf dem deutschen Buchmarkt:

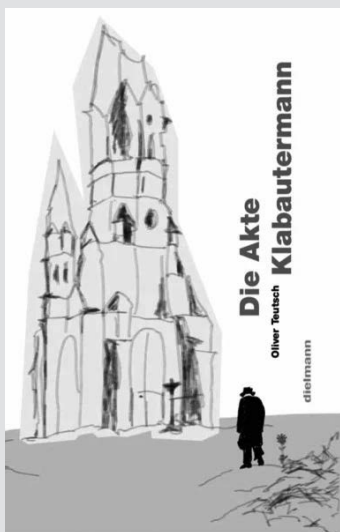
Oliver Teutsch:

Die Akte Klabautermann

Ein Zufall der besonderen Art: Fast zeitgleich mit Michael Töteberg (*Falladas letzte Liebe*, Dezember 2021) arbeitete Oliver Teutsch an seinem Roman über Falladas Zeit in Berlin nach 1945. Gleichwohl steht nicht wie bei Töteberg seine letzte Liebe, Ulla Losch, im Fokus, sondern die Entstehung von Hans Falladas letztem Roman *Jeder stirbt für sich allein*. Teutsch war so beeindruckt von *Jeder stirbt für sich allein*, dass er nach einer ausführlichen Recherche über die Hintergründe der Entstehung nun sein eigenes Roman-Debüt vorgelegt

hat: Es behandelt die Zeit nach Kriegsende, vom Sommer 1945 bis Ende 1946, in der Rudolf Ditzgen alias Hans Fallada sein berühmtes Werk über das Ehepaar Otto und Elise Hampel schrieb, das Postkarten-Flugblätter gegen Hitler ausgelegt hatte und denunziert worden war.

Oliver Teutsch wurde 1969 in Frankfurt am Main geboren. Er studierte Politik und war nach verschiedenen Tätigkeiten bei der Nachrichtenagentur ddp (später dapd) tätig, für die er 13 Jahre lang arbeitete. Seit 2013 ist er Redakteur bei der *Frankfurter Rundschau* und dort im Lokalen für viele Themen zuständig, von der Justiz bis zur Frankfurter Stadtgeschichte.



© dielmann-verlag

Oliver Teutsch
Die Akte Klabautermann
 Roman über die Entstehung
 von Hans Falladas letztem
 Roman
 Axel Dielmann Verlag,
 Januar 2022, Gebundene
 Ausgabe, 312 Seiten, 24 Euro

Zu den diesjährigen Hans-Fallada-Tagen werden Oliver Teutsch und Michael Töteberg ihre Fallada-Romane in einem Podiumsgespräch in Carwitz vorstellen. Dazu wünscht die hfg allen Besuchern viel Vergnügen!

Laudatio auf die Fallada-Preisträgerin Arezu Weitholz

EDO REENTS

Fischgedichte schreiben (und was für welche!), Texte für Popstars wie Herbert Grönemeyer, auf Reisen eingesperrt werden und was nicht noch alles – in einem ist Arezu Weitholz aber dann doch recht gewöhnlich: Sie war erst Journalistin (und ist es ja noch) und wurde dann Schriftstellerin. Wollte man alle aufzählen, die in dieser Reihenfolge umsattelten, dann säßen wir morgen früh noch hier, wie wir wohl auch noch hier säßen, wollten wir uns darauf verständigen, was das eine mit dem anderen zu tun hat, und worin sich beide voneinander unterscheiden. Greifen wir aber vielleicht einen Gedanken von Fritz J. Raddatz auf, der von beidem etwas verstand: „Ich glaube, dass jeder Künstler sein eigenes Sonnensystem sein muss. Wenn er das nicht ist, verströmt er sich zu sehr ins Außen. Und dann ist er, ulkig, dass ich das sage, ‚nur‘ Journalist. Das Wort heißt ja, dem Tag verpflichtet“. Der Künstler ist ein Stückchen mehr und muss sich auf sich konzentrieren.“

Man ahnt, was er meint: den Schriftsteller als den dem Ganzen, den großen Zeiträumen Verpflichteter, nicht nur dem Tag, wobei man von Arezu, wenn man an ihren ersten Roman denkt, genauso gut behaupten könnte, sie sei der Nacht verpflichtet, denn dieser Roman heißt *Wenn die Nacht am stillsten ist*, eine Ton-Steine-Scherben-Anspielung („Wenn die Nacht am tiefsten“). Aber ob nun Tag oder Nacht, was Raddatz mit dem „Stückchen mehr“, das den Schrift-

steller über den dem Tag verpflichteten Journalisten hinaushebe, wahrscheinlich sagen wollte, stimmt so vielleicht auch gar nicht. Womöglich ist der Schriftsteller im Gegenteil viel weniger als dem Tag, nämlich: dem Augenblick verpflichtet oder sagen wir, weniger poetisch, dem Alltäglichen. Der letzte Satz in *Wenn die Nacht am stillsten ist* lautet jedenfalls: „Am Ende ging es um den Moment.“

In der Literaturkritik wird leider manchmal so getan, als wäre ein Roman schon dadurch, dass in ihm viel erzählte Zeit vorkommt, automatisch bedeutend und desto bedeutender, je mehr davon vorkommt, am besten natürlich ein Generationen- oder ein Jahrhundertroman mit Vor-, Kriegs-, Zwischenkriegs-, wieder Kriegs- und schließlich mit Nachkriegszeit, wenn es geht, gerne auch noch mit Klima oder Corona. Man tritt Arezu hoffentlich nicht zu nahe, wenn man ihr bescheinigt, dass sie in dieser Hinsicht erheblich genügsamer ist, die Kirche im Dorf lässt. Es kann vielleicht nicht schaden, in diesem Zusammenhang an Schopenhauer zu erinnern: „Es ist nicht Aufgabe von Romanschriftstellern, große Vorfälle zu schildern, sondern, kleine interessant zu machen.“

Interessant, manchmal auch wichtig machen, das ist zum Beispiel das Metier der Popkritik, über die Arezu und ich uns kennenlernten. Das war im Jahr 1999. Ich kümmerte mich im Feuilleton der *Süddeutschen Zeitung* um die Popmusik, und mein damaliger Chef gab mir einen Artikel, der

sinngemäß so begann: Musiker X sagt, wenn er Musiker Y höre, dann müsse er „kotzen“. „Kotzen“ stand, das weiß ich noch ganz genau, wörtlich drin. Das war mir neu: dass man so frech sein durfte. Für jemanden, der unter Popberichterstattung im Wesentlichen verstand, möglichst ausführlich aus dem legendären und damals schon etwas altmodischen rororo-Rocklexikon zu zitieren, bedeutete das so etwas wie einen Kulturschock. Keiner Schockstarre war es aber zu verdanken, sondern nur dem Respekt vor diesem für mich noch ganz unerhörten Ton, dass ich den Artikel so in Druck gab, wie er war.

Arezu und ich hatten von da an öfter miteinander zu tun. Die Telefonate hielten lange vor. Etwas von ihrem Schwung, ihrer Lebendigkeit färbte auf mich ab. Ich bekam gute Laune davon, auch wenn ich mir dachte, dass jemand, der so schreiben konnte wie Arezu, selbst wohl auch nicht immer gutgelaunt war. Irgendwann war unser Umgang dann so eingespielt, dass ich nichts dabei fand, Arezu über die Dinge auf dem Laufen zu halten, die mich so beschäftigten, zum Beispiel die Anschaffung eines neuen, erst bestellten, aber dann ganz lange nicht gelieferten Plattenspielers, bei dessen schließlichem Eintreffen ich den Eindruck hatte, dass sie sich mitfreute, vielleicht auch bloß deswegen, weil die dauernden Wasserstandsmeldungen nun endlich aufhörten. Zu denken gab mir dann, dass sie auf meine zutrauliche Frage, wie sie eigentlich Paul Weller finde,

schrieb, den habe sie früher immer heiraten wollen. Ach so, „früher“, dachte ich, dann ist Paul Weller ja wohl eindeutig Schnee von gestern. Ich entdeckte den britischen Rockmusiker damals nämlich gerade erst, obwohl er schon 25 Jahre im Geschäft und damit fast schon so etwas wie ein alter weißer Mann war. So sagte man damals natürlich noch nicht, aber man dachte so.

Doch Arezu, das immerhin begriff ich, dachte ganz und gar nicht so. Von ihr konnte man lernen, was Zeitgenossenschaft, ja, Geistesgegenwärtigkeit ist, ohne dabei gleich auf jede Neuerscheinung hereinzufallen. Jedenfalls hätte ich Bands wie die White Stripes oder das Solodebüt von Richard Ashcroft sonst wohl im Leben nicht kennengelernt. Irgendwann fiel mir auf, dass der Mail-Account, mit dem sie mir damals, ich glaube, von London aus, all diese Sachen empfahl, folgendermaßen lautete: elvislebt. Das Bekenntnis zu diesem erst recht alten, jung gestorbenen weißen Mann war in einer Zeit, in der die sogenannte Popliteratur in voller Blüte stand und sich alle Welt oder wenigstens der Teil von ihr, der an Musik interessiert war, fragte, was eigentlich „Pop“ sei, ob er nicht viel mehr sei als bloß Pop, etwas sehr Wichtiges, Geheimnisvolles, zu dem nur wenige Eingeweihte Zugang haben, zumindest ungewöhnlich.

Wenn ich das richtig verstanden habe, dann rechnet der Roman *Wenn die Nacht am stillsten ist* mit dieser ganzen Pop- und Hipsterwelt auf eine gar mal nicht nachtragende Art ab. Anna, der Ich-Erzählerin, wird am Krankenbett ihres dieser Welt so sehr, wenn auch in einer gewissen ironischen Distanz verhafteten Ex-Freundes klar, wie fehl am Platz sie sich dort

selbst die ganze Zeit gefühlt und ihre eigenen Belange unterdrückt hat. Für diese Protagonistin musste es doch ein richtiges Leben im beziehungsweise neben dem falschen geben.

Nur welches? Ich meine, dass Arezus Reisereportagen, die sicher nicht ihr Interesse an Popkultur, aber das Schreiben darüber verdrängt haben (Pech für die Popkultur, Glück für den Reisejournalismus), darauf ganz gute Hinweise geben. Ich will daraus jetzt gar nicht groß zitieren, obwohl es mir und Ihnen, meine Damen und Herren, wahrscheinlich auch, großes Vergnügen machen würde; denn es soll ja noch um das Buch gehen, das beim Hans-Fallada-Preis den Ausschlag gab. Nur so viel: Die in lakonischen Schilderungen von Land und Leuten, die von Schwärmerei wie von Verdammung gleich weiten Abstand halten, also im besten Sinne skeptisch sind und eine originelle, unaufdringliche Komik an sich haben; die darin spürbar werdende Naturverbundenheit offenbart eine, man könnte vielleicht sagen: erfahrungsgesättigte, abgeklärte, spröde Humanität, die überhaupt nicht thesenhaft daherkommt und die sich auch wohltuend abhebt von Faktenhuberei oder Nacherzählen. Die meisten dieser von einem sehr besonderen Temperament eingefärbten Lach- und Sachgeschichten standen in der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung*.

Aus dieser Reiseberichterstattung ist, so scheint es mir, etwas hervorgegangen, das erfreulicherweise auch die Juroren des Hans-Fallada-Preises der Stadt Neumünster für bedeutende Literatur halten. *Beinahe Alaska* atmet schon im Titel den Geist des Understatements und eben auch der Vergeb-

lichkeit. Die Ich-Erzählerin, eine „alleinstehende“ Fotojournalistin, schiffte sich, mit etwa hundert anderen Passagieren, für eine Arktisexpedition ein, die ihr eigentliches Ziel am Ende nicht erreicht: „Ich hatte mich verabschiedet. Meine Bekannten demonstrierten in Berlin gegen den Klimawandel. Ich würde ein Schiff besteigen, das eine Route fuhr, die überhaupt nur wegen der Erderwärmung langsam schiffbar wurde. Die Nordwestpassage.“ Mit dieser dialektischen Wendung ist das Thema „Klima“ praktisch schon abgehakt. Statt es anhand von Eisbären zu veranschaulichen, die hungrig und ratlos auf immer kleiner werdenden Eisschollen herumstehen, gibt sich die Protagonistin selbstkritisch als Teil des Problems zu erkennen: als Nutznießerin, als „Kundin“ einer von der Klimakrise profitierenden, aber daran eben auch mitschuldigen Industrie.

Ein nichts und niemanden beschönigender, zum Dramatisieren aber auch nicht aufgelegter Tatsachensinn zeichnet diesen außergewöhnlichen Reisebericht aus, gehalten in einem norddeutschen Ton, der, ob nun zufällig oder nicht, sehr an Kempowski erinnert und über den man stellenweise Tränen lachen oder weinen kann. Mit wenigen Strichen porträtiert die Erzählerin ihre oft nervtötend gesprächigen Mitreisenden, die in ihrer Funktionskleidung etwas Jedermannhaftes haben und überwiegend vom Servicegedanken, von der Sorge beherrscht sind, als zahlende Kunden geprellt zu werden. In deren menschlich-allzumenschlichen, stichwortartig zur Sprache gebrachten Biografien spiegelt sich die der Erzählerin, die selbst dann, wenn darin gar nichts Autobiografisches stecken sollte, berührt. Weit entfernt davon, sich

für etwas Besseres zu halten, nutzt sie ihr äußeres Abenteuer zu einer inneren Einkehr, zu einer Revision von Gelebtem, Verpasstem, Vertanem.

In diesem schlackenlosen Stil muss sich etwas abgelagert haben, das an der sprachlichen Oberfläche gar nicht erkennbar ist. Das ist, meine ich, das Zeichen und die Voraussetzung von Meisterschaft: Erfahrung, Reife, Skepsis. Einsicht in die menschlichen Belange erwächst nicht aus thesenhafter Erörterung, sondern aus Momenten des Erlebens, die so eingefangen sind, dass dem Leser genug Raum für eigene Gedanken bleibt. Um noch einmal auf Schopenhauer zu kommen, der für guten Stil folgendes empfiehlt: „Man gebrauche gewöhnliche Wörter und sage ungewöhnliche Dinge.“

Was das Buch betrifft, das den mittelbaren Anlass für unsere Zusammenkunft gab, so ist festzuhalten, dass sich gerade in der Reserve gegenüber Sinnfragen denkerische, man kann auch sagen: philosophische Aufrichtigkeit bewährt. Die hat es nicht nötig, ihre Zuflucht in Aussteigerphantasien zu suchen, sondern geht das Problem der Zivilisation, um welches der ganze Bericht kreist, aus der Perspektive des Daseins an, das nun einmal das wirkliche, wenn auch vielleicht unbedingt wahre ist: der Erlebnis- und Konsumgesellschaft, Komik dabei ausdrücklich nicht ausgeschlossen: „Wenn ich mit der MS Svalbard vierundzwanzig Jahre immer nach Westen fuhr, würde ich nur um dreiundzwanzig Jahre altern. Da war Botox billiger.“

Ein Merkmal von wahrhaftiger Literatur ist schon per definitionem, dass sie niemanden besser, aber auch niemanden schlechter macht, als er wirklich ist; das gilt auch für die arktischen Urein-

wohner, deren Seinsweise alles andere als romantisiert oder gar verkitscht, vielmehr auf einen allgemein-menschlichen Nenner gebracht wird: „Wie konnten sie die Kälte ertragen, die Kargheit? Warum waren sie hier und nicht im Süden, wo man das ganze Jahr über Kabeljau fangen konnte, nicht wie hier nur Wale und Robben, und davon Jahr zu Jahr immer weniger?“ Karg wie die Natur ist dieser Stil, der in der Begegnung mit dem Lebenden und mit dem Toten Halt macht vor dem Geheimnis, das alles Seiende, ob es nun fühlt und denkt oder nicht, letztlich ist: „Aber wieso fragst du dich das, wenn es dich doch nur in Gedanken interessiert?, fragte eine Stimme in meinem Kopf. Wieso tust du, als läge dir etwas an den Menschen, suchst aber bei der ersten Gelegenheit das Weite? Du hast mehr Mitgefühl mit einem toten Mountie als mit einer Inuk, deren Sohn sich umgebracht hat.“

Wer von Literatur erwartet, dass in ihr letzte Fragen zur Sprache kommen, sie sich aber mit einer Antwort klugerweise zurückhält, ist hier genau richtig. *Beinahe Alaska* stellt sie auf eine spröde, unscheinbare Art. Nur in Gedanken interessieren: Was heißt hier „nur“? Mehr hat noch kein Buch geschafft. Das ist, so will ich meinen, Grund genug für diesen schönen Preis – herzlichen Glückwunsch!

„Darauf kommt es an: Was wir aus unserer Welt machen, nicht wie sie ist.“

„Noch spielt ein Kind“ (1934) –

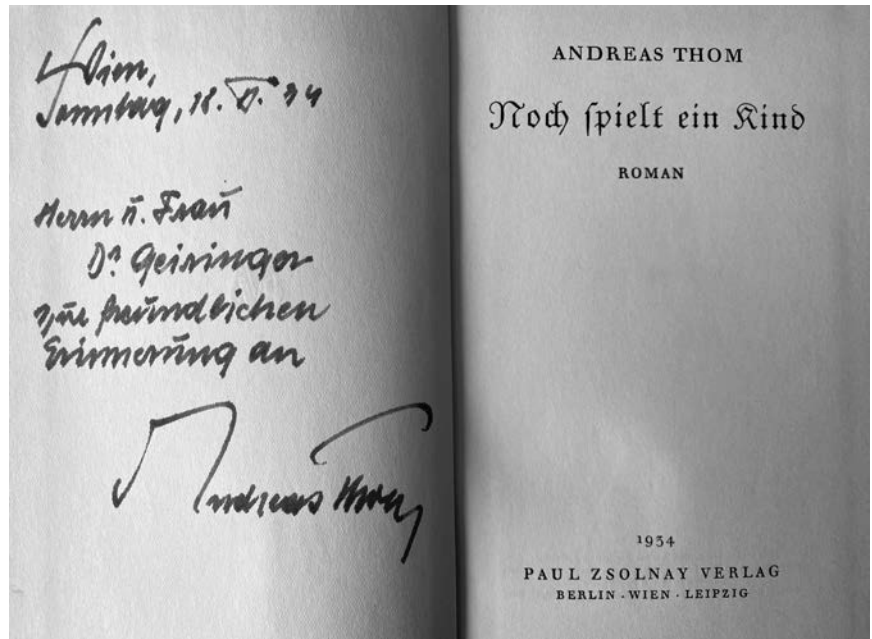
Wiener Pendant zu „Kleiner Mann – was nun?“ (1932)

JOHANNES MATTHIAS
SCHLÄPFER-WOCHNER

Auf einer meiner regelmäßigen digitalen Recherchereisen durch europäische Antiquariate bin ich in Amsterdam unlängst auf den 1934 erschienenen Roman *Noch spielt ein Kind* des zu Lebzeiten populären und viel gelesenen, heute weitgehend in Vergessenheit geratenen österreichischen Schriftstellers Andreas Thom gestoßen. Der Titel sprach mich an, meine Neugierde war geweckt. Es ist dies die Geschichte einer kleinbürgerlichen Familie in der Großstadt Wien Anfang der 1930er-Jahre, einer von Elend und Not beherrschten Zeit. Ich vermutete, dass sich der Roman des Zeitgenossen Fal-ladas thematisch mit *Kleiner Mann – was nun?* vergleichen lässt. Der Kauf des vom Autor signierten Romans war daher schnell getätigt, und wenige Tage später lag das rund vierhundsiebzigseitige Buch in meiner Post.

Die Handlung

Die Geschichte beginnt mit einer märchenhaften, poesievollen Schilderung, die an das grimmsche Märchen *Der süße Brei* erinnert: Auf dem Feuer steht ein Topf Milch, an dessen Seiten die Gasflamme hochzüngelt. „Sie hatte Durst. Sie verbrannte vor Gier nach einem Tropfen Milch und war beinahe am Verschmachten. Das konnte den Topf nicht kalt lassen. Er dehnte sich aus, ging in die Breite und die



Vorsatzblatt mit Widmung © Archiv Schläpfer-Wochner

Höhe und teilte dieses Wohlbefinden seinem Inhalt freundlich mit. So fing nun auch die Milch an, sich langsam zu erwärmen.“¹ Der Topf schwitzt, die Milch deckt sich mit einem feinen Häutchen zu, man weiß nicht, ob sie es tut, um dadurch noch wärmer zu werden, oder weil sie sich dessen schämt. Dazu spielt eine Geige, spielt die kleine Ilse.

Vor diesem Hintergrund spielt sich die Geschichte des Bankbeamten Paul Meid ab. Der Sohn aus ärmlichen Verhältnissen, sein Vater war Maurer und dem Alkohol verfallen, seine Mutter Dienstmädchen, kommt nach dem Tod seines Erzeugers ins Waisenhaus, von wo aus er die Schulen bis zum Untergymnasium als Primus absolviert. 15-jährig beginnt er eine Lehre im Bankhaus Tein und wird daselbst

Beamter. Als solcher wird er „zur Maschine und musste sehr an sich halten, auch noch ein Mensch zu sein.“ (27) Er verliebt sich 28-jährig Hals über Kopf in Hedwig, Tochter des Gerichtsrats Bernulli. Sie wird – ein Riesenskandal – schwanger, heiratet gegen den Willen ihrer Eltern und wird in der Folge von ihrem Vater verstoßen. Als erstes muss die frisch Vermählte kochen lernen. Was sie Paul als Suppe und Gemüse zumutet, „ging durch keine Gurgel, auch durch seine nicht.“ (34) Er wird abgebaut. Das Ehepaar spricht lange Zeit nicht darüber, weil sie beide erwarten, dass ihr Gegenüber das Thema ansprechen werde. „Jetzt muss sie mich fragen“, glaubt er, „Jetzt muss er es sagen“, fürchtet sie.“ (48) Als er es endlich ausspricht, „glaubt er sich verlassen, meinte sich allein



Andreas Thom © Archiv Schläpfer-Wochner



Wiener Winter 1932 © Archiv Schläpfer-Wochner

gelassen und ist doch niemals noch so sehr zu zweien gewesen wie eben nun.“ (49) Ihn, der niemals Anlass zu einer Klage gegeben hat, immer pünktlich gekommen und keinen Tag vor seiner Zeit gegangen ist, ohne Murren Überstunden gemacht hat, trifft die Entlassung hart. Doch er rächt sich – im Gegensatz zu zahlreichen Leidensgenossen – durch Höflichkeit.

Meid bekommt etliche Monatsgehälter bar auf die Hand bezahlt, ist also durchaus kein armer Teufel, der einem leidtun müsste. Unbedacht leiht er einen Teil der Abfindung seinem leichtsinnigen Klassenkameraden Hans Rüdök. Schnell zeigt sich, dass die Aussichten auf eine Neuanstellung mehr als düster sind, und so schmilzt das Geld schnell dahin. Als Paul in seiner Hilflosigkeit in Tränen ausbricht, ist es seine Frau, die ihn tröstet und meint: „Es wird sich etwas finden, wird sich ganz bestimmt noch etwas finden.“ (70)

Meid schlendert tagelang durch die Gassen, schreibt Bewerbungen, rechnet wiederholt aus, bis zu welchem Tag das vorhandene Geld noch ausreicht, und gaukelt sich vor: „Bis dorthin bin ich Kassier oder Buchhalter oder Wirtschaftsführer. Und wenn alle Stricke rei-

ßen, dann bleibt mir immer noch einer, um mich aufzuhängen.“ (104) Auf der Suche nach Arbeit klappert er all seine Bekannten ab, was ebenso erfolglos bleibt wie das Nachfragen nach Beschäftigung bei Unbekannten. Seiner Zeit fehlt es an Liebe, an Nächstenliebe. Nachdem die Abfindung aufgebraucht ist, weigert sich Hans, ihm das geliehene Geld oder einen Teil davon zurückzuzahlen. Paul muss Arbeitsunterstützung in Anspruch nehmen, was ihn mit einem Gefühl der Scham erfüllt, denn „er wollte nicht da hergehören, wollte keiner von diesen werden und war es doch schon.“ (142) Beim lange dauernden Anstehen – er ist der Vierhundertfünfundzwanzigste – wird ihm bewusst, dass er ein anderer geworden ist, ein Abgestempelter, und als solchen muss er sich erst wieder kennenlernen. Nach einem erfolglosen Bittgang bei Hans' Vater gerät er in eine Hungerdemonstration junger Menschen, die „gebt uns Arbeit! ... Gebt uns Brot! ... Sonst schlagen wir euch tot ...“ (162) schreiend vors Parlament zieht und in einer Straßenschlacht mit der Polizei endet.

Meids Niedergang setzt sich kontinuierlich fort, die Verlockungen zu Illegalem nehmen zu. Auf

einem seiner täglichen Streifzüge durch die Gassen Wiens trifft er seinen Jugendfreund Josef Leitner, der kleinen Leuten winzige Summen borgt und dafür hohe Zinsen berechnet. Beim Wein versucht dieser, Paul für sein gesetzwidriges Geschäft zu gewinnen. Dieser vermag zu widerstehen. Trotz der bescheidenen Notgroschen, die Hedwig als Geigenlehrerin verdient, muss entbehrliches Mobiliar veräußert werden, damit die Wohnungsmiete bezahlt werden kann. Jedes Mal, wenn Paul in seiner Niedergeschlagenheit zur Erkenntnis gelangt, dass etwas geschehen muss, beginnt er in seinen Büchern zu lesen. Wird er dabei von Tochter Ilse gestört, zerrt er sie aus dem Zimmer, schlägt die Türe hinter sich zu und sagt ernst, beinahe feierlich: „Ich muss arbeiten.“ (224) Vergleichbares schildert Fallada zehn Jahre später in *Heute bei uns zu Haus* im Kapitel „Ruhe, jetzt wird gearbeitet“ und zu Beginn des Gesprächs *Ein Roman wird begonnen*, der Textgrundlage für das gleichnamige Feature in der *Literaturstunde* des Berliner Rundfunks vom 9. Januar 1946.

Dann endlich ein leiser Hoffnungsschimmer: Hans Rüdök bequemt sich zur Rückzahlung eines

Fünftels seiner Schuld, zudem bekommt Meid – in der schneereichen und ausgesprochen kalten Zeit gerade richtig – eine kurze Gelegenheitsbeschäftigung.

Doch schon ziehen wieder dunkle Wolken auf. Am Weihnachtssabend verkündet Hedwig, dass sie schwanger ist. Das „war unerträglich und sollte doch ein Glück sein, eine Freude, ein Geschenk des Himmels, ein Wunder Gottes, unverdient an ihr wirksam geworden. Wie sie diese Lügen hasste! Und wie sie trotzdem auch an ihrem Inhalt litt! Was nützt ein Reichtum, wenn man ihn nicht verwenden, nicht vergeuden darf? Und was soll ein Kind, wenn man es nicht ernähren kann? Ist es nicht Sünde, Lebenssünde, ein Wesen in die Welt zu setzen, wenn man ihm nichts als Sorgen und Entbehrung bietet? Wenn man ihm diesen Himmel hier auf Erden vom Anfang an zur Hölle machen muss? Glückliche, wer Kinder hat und es sich leisten kann.“ (298) Von weiteren 200 Schilling, die Meid zurückbezahlt bekommt, wird der größte Teil für die Abtreibung verwendet. Und so findet das Elend seinen Fortgang. Paul wird ausgesteuert und auf Notstandshilfe gesetzt. Ihm wird klar, „wohin das führen muss: zum Bettel oder zum Verbrechen. Er dachte mit Absicht in so harten, unschicklichen Extremen. Aber auch das war bloß ein Selbstbetrug. Er glaubte nämlich gar nicht daran, mit keiner Faser seines Herzens und keiner Überzeugung seines Wissens. Er drohte sich nur damit. Beides, Bettel und Verbrechen, lag der Vorstellung nach so weit ab von seinem bisherigen Leben, dass er es unmöglich ernsthaft mit sich verbinden konnte. Er war doch ein ordentlicher, anständiger Mensch, hatte sich nichts zuschulden kommen lassen und

sollte nun von heute auf morgen ein Bettler werden oder gar ein Dieb?“ (315) Dafür erniedrigt sich Hedwig mit dem Anschreibenlassen im Lebensmittelladen.

Als Rüdök weitere 100 Schilling zurückbezahlt, kommt es zu einer ersten Katastrophe. Ilse faltet diesen zu einer Krone für ihren Teddy, schneidet ihn zurecht, zerknüllt ihn und wirft ihn in den Ofen. Paul rastet völlig aus und schlägt auf sein Kind ein. Hedwig fällt ihn an „wie ein reißendes Tier, das um sein Junges kämpft, warf sich dazwischen, kratzte, biss, weinte und schrie um Hilfe.“ (355) Ilse gelingt es, aus dem Haus zu fliehen, sie tappt über die Gürtelstraße in die Innenstadt Wiens, wird von einem Wachmann auf den Posten geführt und den Eltern übergeben.

Dass Hedwig für sich und Paul eine Gelegenheitsarbeit findet, hält nur kurz vor. Gas und Strom werden ihnen abgeschaltet, weil sie beides länger nicht mehr bezahlt haben. In ihrer vollkommenen Verzweiflung entscheiden sie sich, aus dem Leben zu scheiden. Sie „stießen sich in den tiefsten Abgrund, den das Leben kennt, stürzten sich in den Tod, weil sie mit allem Wissen nicht mehr weiter wussten und das natürliche Ende nicht erwarten konnten und wollten.“ (390). Dank der Geistesgegenwart ihres Kindes werden sie im letzten Moment gerettet. Sie rafften sich auf und ziehen als Straßenmusikanten durch die Gassen. Ab dem Tag, ab dem Ilse sie dabei begleitet, werden ihnen diese Bettelgänge leichter, „denn was ein Kind spielt, das darf uns nicht zu viel an Arbeit sein.“ (439) Schließlich zieht Paul das große Los und wird Verwalter von sechs Mietskasernen der Landesbrauerei.

All das wäre nicht zu ertragen, wenn nicht die kleine Ilse wäre,

für die jede dieser Misslichkeiten Gelegenheit zu einem Spiel wird. Sie beweist an vielen Fällen die Richtigkeit des Unglücks dadurch, dass sie es in Form einer kindlichen Komödie nicht parodiert, sondern verklärt. Rührend, wenn sie mit den Eltern auf die Straße singen geht und einen Schilling, den ihr ein gutmütiger Wohltäter aus einem Fenster zuwirft, in die gemeinsame Kasse legt.

Der Autor

Andreas Thom wurde am 11. Mai 1884 als Rudolf Csmarich in Wien geboren. Er absolvierte das Lehrerseminar im niederösterreichischen St. Pölten und war von 1903 bis 1934 als Volksschullehrer in der österreichischen Metropole tätig, zudem zwischen 1918 und 1923 als Lektor des Wiener Verlags Ed[uard] Strache, dem führenden österreichischen Verlag der expressionistischen Zeit. Seinen Durchbruch als Schriftsteller feierte er mit dem Roman *Ambros Maria Baal*, der 1918 im Berliner Verlag Die Wende erschien. Mit der Figur des Baal schuf er den Prototyp des dekadenten negativen Helden, der auch Bertolt Brechts Theaterstück *Baal* beeinflusste. Es folgten weitere Romane, unter anderem 1921 *Rufus Nemian*, publiziert vom Rowohlt Verlag. Gefördert wurde er in seinen schriftstellerischen Arbeiten durch Franz Werfel, Thomas Mann und Stefan Zweig. Ab 1923 amtierte er als Vizepräsident des Schutzverbands deutscher Schriftsteller in Österreich und arbeitete für die bekanntesten Wiener Tageszeitungen als Rezensent und Feuilletonist.

Andreas Thom starb am 25. Juni 1943 an einem Herzinfarkt in Mooskirchen, Weststeiermark.

Zeitgenössische Rezensionen

Trotz Andreas Thoms Bekanntheit nimmt sich die Anzahl Rezensionen zum Roman *Noch spielt ein Kind* in österreichischen Tageszeitungen sehr bescheiden aus.² Dies wird den Zeitumständen geschuldet sein, die nach Errichtung der Diktatur im März 1933 und mit bewaffneten Kämpfen in Industrieorten im Februar 1934 bürgerkriegsähnliche Formen angenommen hatten. Einer Buchbesprechung in einer Schweizer Tageszeitung sind folgende Zeilen entnommen: „Dieses Buch ist der kleine Bruder von Hans Falladas Roman ‚Kleiner Mann was nun?‘ und ein Stiefbruder zu Alja Rachmanowas Tagebuch ‚Die Milchfrau von Otta-kring‘.

Was in Falladas Roman beglückender Ausgleich bedeutet, das ist das seelische Gleichgewicht des kleinen Angestellten Pinneberg und seines Lämmchens. Allen Schicksalsschlägen zum Trotz lassen sich die tapferen Eltern des kleinen Murkel nicht auf die Knie zwingen. Vergessen wir aber nicht, dass auch Falladas Roman höchst pessimistisch ausklingt, und uns durchaus keine Garantien dafür geben will, dass nicht am Ende doch die herrliche Lebenskraft und die Zuversicht der Herzen durch ein zermalmendes Schicksal gebrochen werden könnte.

In Thoms Roman ist das junge Paar schon bedeutend älter, resignierter, die Lasten für den armen Familienvater sind gestiegen, und aus dem anspruchslosen Säugling Murkel ist ein größeres Kind mit viel Fragen in erstaunten Augen geworden. [...]

Aber gerade aus diesen Gegensätzen (der größte besteht im Charakter und der Natur Meids und Pinnebergs) ergeben sich die anders gearteten Lösungen ähnlicher

Konflikte. Denn wie bei Fallada, so wird auch hier bei Thom der Mann durch die Hölle der Arbeitslosigkeit gepeitscht, bei beiden sind die kargen Mittel in ein paar Wochen aufgebraucht, und dann grinst Elend, Schmach und Not in das vorher so bescheidene, und nun so trostlos gewordene Heim.

Aber Thoms Darstellung dieser, unsere fürchterliche Zeitnot kennzeichnenden Zustände ist herber, rücksichtsloser, brutaler als bei Fallada. [...]

So ist denn Thoms Roman ein Dokument der Schwären unserer Zeit, und wenn auch die künstlerische Feile nicht zu fleißig angelegt worden ist, so geschah dies doch wohl zur bessern Beleuchtung einer unerbittlichen und mitleidlosen Wahrheit.“³

Fazit

Noch spielt ein Kind zeichnet das Bild einer Großstadt mit all ihrer Not und Verzweiflung, mit ihrer Armut und Arbeitslosigkeit. Man begegnet Abgebauten, Stellenlosen, Menschen, die den harten Kampf um die Forderung des Alltags führen.

Der Roman reiht sich nahtlos in die Galerie von Werken, die – diesen zwar durchaus ebenbürtig – im Schatten von Weltbestsellern stehen. Sein Titel lässt – ganz im Gegensatz zur Frage *Kleiner Mann – was nun?* – hoffen: Solange noch ein Kind spielt, kann das Elend nicht groß genug sein, um sich nicht wieder und wieder aufzurappeln, alle Widerwärtigkeiten zu ertragen und für den Erhalt einer Familie einzustehen.

Thom bietet seinen Leserinnen und Lesern Naturalismus im besten Sinne des Wortes. Aber nicht etwa gefühllos fotografiert, sondern lebhaft, eindringlich und faszinierend dargestellt, mit einer

Kraft, die nur dem wirklichen Dichter zu eigen ist. In seinen Gesellschafts- und Naturbeobachtungen und in der Darstellung aktueller Zeitprobleme steht er Hans Fallada in nichts nach.

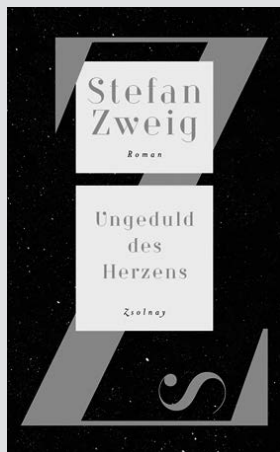
1 Thom, Andreas: *Noch spielt ein Kind*. – Berlin; Wien; Leipzig: Paul Zsolna 1934, S. 7 – Weitere Seitenangaben erfolgen im Anschluss an das Zitat in Klammern.

2 Anonymus: *Der Alltag dichtet*. In: *Neues Wiener Journal* vom 7. April 1934, S. 4 f.
Anonymus: *Andreas Thom – 50 Jahre alt*. In: *Der Wiener Tag* vom 12. Mai 1934, S. 6.

3 Oesch, Lili: «*Noch spielt ein Kind*» Zum Roman von Andreas Thom (Verlag Zsolnay, Wien). In: *Der Bund* vom 29. April 1934, S. 9.

„Nicht wirkliche Liebe, sondern bloß Verlegenheit und Mitleid“

Eine wegweisende Neuauflage von Stefan Zweigs Roman „Ungeduld des Herzens“



© Paul Zsolnay

Stefan Zweig
Ungeduld des Herzens
Paul Zsolnay Verlag
Oktober 2021, Gebundene
Ausgabe, 720 Seiten, 36 Euro

HERMANN WEBER

„ES GIBT EBEN ZWEIERLEI MITLEID. Das eine, das schwachmütige und sentimentale, das eigentlich nur Ungeduld des Herzens ist, sich möglichst schnell freizumachen von der peinlichen Ergriffenheit von einem fremden Unglück, jenes Mitleid, das gar nicht Mit-leiden ist, sondern nur instinktive Abwehr des fremden Leidens von der eigenen Seele. Und das andere, das einzig zählt, das unsentimentale, aber schöpferische Mitleid, das weiß, was es will, und entschlossen ist, geduldig und mitduldig durchzustehen bis zum Ende seiner Kraft und noch über dies Letzte hinaus“.

Die knappen Sätze, die Stefan Zweig dem einzigen von ihm zu Lebzeiten vollendeten und veröffentlichten Roman *Ungeduld des Herzens* als Motto vorangestellt hat – ein Selbstzitat aus dem Buch – erfassen dessen Kern in komprimiertem Licht wie im Fokus eines Brennglases. Wer den Roman einmal – wenn auch wie der Rezensent in seiner frühen Jugend – gelesen hat, wird den Kern der Handlung kaum vergessen haben:

Der anonym bleibende Erzähler der nur wenige Seiten umfassenden Rahmenhandlung begibt sich nach einem anstrengenden Tag in Wien zu einem, wie er hofft, einsamen Abendessen in ein seinem Vermuten nach wenig frequentiertes vorstädtisches Restaurant. Wider Erwarten trifft er dort einen flüchtigen Bekannten, einen Archivar, der „zu jener Sorte zwanghaft geselliger Naturen“ gehört, „die in ebenso emsiger Weise, wie Kinder Briefmarken, Bekanntschaften sammeln“. Dieser nötigt ihn an seinen Tisch und benutzt die Gelegenheit, ihn dem ebenfalls im Restaurant anwesenden Rittmeister Hofmiller vorzustellen, der – wie der Archivar stolz berichtet – „im Krieg Großartiges geleistet“ hat und dafür mit dem Maria-Theresien-Orden ausgezeichnet worden ist. Ein näherer Kontakt des Erzählers mit Hofmiller folgt daraus zunächst nicht. Erst nach einem zufälligen Treffen in einer kleinen Gesellschaft einige Tage später geraten beide beim Abschied an der Garderobe in ein Gespräch, in dem

Hofmiller sein eigenes Heldentum und damit seine Berechtigung für den Orden gründlich anzweifelt und schließlich seine Geschichte – den Hauptteil des Buches – erzählt:

Ende 1913 wird Hofmiller, 25 Jahre alt, Leutnant bei den Ulanen, mit seiner Escadron von Jarislau in Galizien in eine neue Garnison an der ungarischen Grenze, nur wenige Schnellzugstationen von Wien entfernt, versetzt – eine Garnison, die jeder anderen Provinzgarnison im damaligen Österreich gleicht: „eine Kaserne, ein Reitplatz, ein Exerzierplatz, ein Offizierskasino, dazu drei Hotels, zwei Kaffeehäuser, eine Konditorei, eine Weinstube, ein schäbiges Varieté mit abgetakelten Soubretten, die sich im Nebenamt liebevoll zwischen Offizieren und Einjährigen aufteilen“. Wenige Monate später kommt er mehr oder weniger durch Zufall zu einer Einladung auf das nahe der Garnison gelegene Schloss Kekesfalva. Dort residiert der reichste Mann des Ortes, Lajos von Kekesfalva, einst – wie sich später herausstellt – der kleine Judenjunge Leopold, genannt Lämmel Kanitz, nunmehr Magnat und Schlosseigentümer mit magyarisiertem und mit Adelsprädikat versehenem Namen. Zu Geld gebracht hat er es in seiner Jugend als Vermittler von Versicherungen. Das so verdiente Geld hat es ihm schon früh erlaubt, Schloss Kekesfalva zu kaufen. Die kurz zuvor verstorbene Voreigentümerin, eine ungarische Magnatin, hatte es wegen Querelen mit

ihrer Verwandtschaft ihrer norddeutschen Gesellschafterin Anna Beate Maria Dietzenhof vermacht. Anna Beate ihrerseits als geschäftlich völlig unerfahrene Frau war heilfroh, die Sorge um das eben erworbene Erbe so rasch wie möglich loszuwerden. In den Verhandlungen über den Verkauf gewinnt Leopold die Sympathie der Erbin, und schon wenig später kommt es zu beider Heirat. Einziges Kind aus der Ehe ist die gemeinsame Tochter Edith, die nun nach dem frühen Tod der Mutter mit ihrem alt gewordenen Vater und ihrer Kusine Ilona das Schloss bewohnt.

Als Lieblings- und Sorgenkind ihres Vaters in beneidenswerten wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen könnte Edith glücklich sein. Sie aber ist seit einigen Jahren von schwerem Unglück betroffen: Als Folge einer bakteriellen Krankheit sind ihre Beine fast gänzlich gelähmt, und sie kann nur mühsam auf Krücken einige Schritte gehen. Ihr medizinischer Betreuer, der Wiener Armenarzt Dr. Condor, der sich rührend um sie kümmert, sieht kaum Chancen auf Heilung, versucht aber, ihr nicht jede Hoffnung auf eine bessere Zukunft zu nehmen. Bei seinem ersten Besuch auf dem Schloss verursacht Hofmiller einen Eklat, als er – der von der Behinderung nichts weiß – Edith zu ihrem eigenen Entsetzen und zum Entsetzen aller zum Tanz auffordert und nach Erkenntnis seines Fauxpas fluchtartig die Gesellschaft verlässt. Trotzdem nimmt Hofmiller, vor allem auf Bitten des Vaters, seine Besuche auf Kekesfalva bald wieder auf, und er wird rasch zum regelmäßigen Gast auf dem Schloss und zum ständigen Gesellschafter Ediths und ihrer Kusine. Bald wird deutlich, dass Edith mehr von ihm erwartet als Zuneigung aus Mitleid.

Eines Tages kommt es zu einer von Edith inszenierten, von Hofmiller eher nur hingenommenen stürmischen Liebesszene und wenig später – erneut von Edith provoziert – zur überraschenden Verlobung beider. Hofmiller freilich gelingt es auch dann nicht, Ediths Liebe, ihre „gewalttätige Zärtlichkeit“, voll zu erwidern, diese Liebe auch nur zu ertragen und Edith mehr als das – vor allem von ihrem Vater immer wieder geforderte – Mitleid entgegenzubringen. Und in schwachen Momenten gar erscheint ihm der alte Kekesfalva, der als Vater immer wieder um Hilfe für seine Tochter fast bettelt, als der Dschinn, der böse Geist aus dem Märchen aus Tausendundeiner Nacht, der – kaum auf den Schultern des jungen Mannes, der ihn aus Mitleid als vermeintlich lahmen alten Mann huckepack mitgenommen hat – plötzlich seine haarigen nackten Schenkel um die Kehle seines Wohltäters klemmt und nicht mehr abzuschütteln ist. Als Edith all das am Ende erkennen muss (nicht zuletzt weil Hofmiller im Kameradenkreis die Verlobung verleugnet hat) stürzt sie sich von der hoch gelegenen Terrasse des Schlosses in den Tod. Ein letzter Versuch Hofmillers zur Umkehr kommt zu spät. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs wenige Tage danach und der Abgang an die Front nur wenig später werden für ihn zum Ausweg, zur Rettung aus seiner Schuld; er „flüchtete in den Krieg wie ein Verbrecher ins Dunkel“.

Hofmillers Bericht ist durchzogen von Reflexionen über die Ambivalenz, den „verflucht zweischneidigen“ Charakter des Mitleids: „schöpferische Magie“, stärker als der eigene Wille, aber auch „Mitleidslüge“, die einen zum „Narren des eigenen Mitleids“

macht, „gnädige Aufopferung“ als Gegensatz zur sich selbst ganz in den Hintergrund stellenden Liebe, aber auch zu dem im Motto angesprochenen wahren Mitleid, der Bereitschaft zu echtem Mit-leiden. Hofmiller muss erkennen, dass er Edith solches Mitleid ebenso wenig entgegengebracht hat wie ganze Liebe. Man könnte versucht sein, in der Häufung solcher Reflexionen die Bestätigung einer kritischen Bemerkung von Marcel-Reich-Ranicki zu sehen, in der dieser Stefan Zweig zwar eine „glänzende Beherrschung des literarischen Handwerks“ bescheinigt, ihm zugleich aber eine gelegentliche Neigung zur Redseligkeit vorgehalten hat. Auch wenn man eine solche Kritik für nicht immer ganz unberechtigt hält, bleibt „Ungeduld des Herzens“ doch bis heute ein ungewöhnlich lesenswertes Buch.

Erstmals in deutscher Originalfassung erschienen ist der Roman am 2. Dezember 1938, wenige Monate nach dem Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich, auf den in der Rahmenhandlung schon angespielt wird. Das Buch, wie damals üblich vordatiert auf 1939, war ein Gemeinschaftsprojekt der Exilverlage Bermann-Fischer in Stockholm und Allert de Lange in Amsterdam. Rasch folgten Übersetzungen in andere Sprachen, darunter noch im genannten Jahr Übertragungen ins Englische, ins Französische, ins Portugiesische und ins Schwedische. In Deutschland hatte die Reichsschrifttumskammer die Werke Zweigs auf die Liste unerwünschten Schrifttums gesetzt; daher gab es weder in Deutschland noch in Österreich eine zeitgenössische Rezeption des Romans. Endgültige Aufmerksamkeit bei einem breiten Lesepublikum in Deutschland gefunden hat das Buch – obwohl schon 1946

in London mit Lilli Palmer und Albert Lieven verfilmt – wohl erst mit der 1954 im S. Fischer Verlag in Frankfurt am Main erschienenen Neuauflage und deren Nachdruck in Großauflage als eines der – so jedenfalls der einschlägige Artikel der Wikipedia – „aus heutiger Sicht bedeutendsten Werke“ der renommierten, damals neu gegründeten Reihe der *Bücher der Neunzehn*. Später sind zahlreiche weitere Ausgaben bei S. Fischer, darunter das in 34 Auflagen in 332.000 Exemplaren gedruckte Taschenbuch, und nach Ablauf des Copyrights im Jahre 2012 auch in anderen Verlagen gefolgt.

Alle früheren Drucke des Romans werden nun freilich in den Schatten gestellt durch die 2021 als Band VI der Salzburger Ausgabe des Erzählerischen Werks von Stefan Zweig im Paul Zsolnay Verlag in Wien (heute Teil der Hanser Literaturverlage) vorgelegte Neuedition. Sie ist herausgegeben und mit einem ausführlichen Anhang versehen von Stephan Resch, Dozent für Germanistik an der Universität Auckland in Neuseeland. Der Abdruck des Textes des Romans (464 von insgesamt 719 Seiten des Buchs) beruht nicht auf der 1938 erschienenen Erstausgabe, sondern auf den letzten vom Autor mit schriftlichen Korrekturen versehenen und autorisierten Druckfahnen („Authors' corrected page proofs“), von denen der spätere Druck der Erstausgabe in vielen Einzelheiten abweicht. Auch die zusätzlichen Eingriffe des Lektorats in der Neuauflage von 1954, darunter die Eliminierung mancher Austriazismen („Mädel“ statt des Plurals „Mädln“, „Zigarre dritter Sorte“ statt „Zigarre dritte Sorte“), werden rückgängig gemacht. Umgekehrt wird die Rechtschreibung „im Interesse von Les-

barkeit und Einheitlichkeit des Schriftbildes nach derzeit gelten den Regeln modernisiert“ – wofür vieles spricht, wenn auch Schreibweisen wie „helllicht“ (mit drei „l“) manchem Leser in einem Roman von 1938 noch befremdlicher erscheinen mögen als in einem aktuellen Text.

Entstanden ist so eine den Intentionen des Autors entsprechende, immer flüssig lesbare Textversion. Normallesern würde das in aller Regel wohl schon genügen. Für Literaturwissenschaftler und Germanisten, aber auch für alle nicht nur an dem endgültigen Text, sondern auch an seiner Entstehung Interessierten bietet der umfangreiche Anhang (250 von 719 Seiten) noch viel mehr. Der Rückgriff auf die autorisierten Druckfahnen für die Textfassung war möglich, weil Stefan Zweig den größten Teil der Materialien zu *Ungeduld des Herzens* im Gegensatz zu den Unterlagen zu seinen anderen Büchern sorgfältig aufbewahrt hat. Die Materialien reichen von ersten Notizen über mehrfache Reinschriften und Typoskripte bis hin zu mehreren Sätzen von Korrekturfahnen. Schon Zweig selbst hatte einen Großteil davon in edles bordeauxrotes Ziegenleder binden lassen; nur die Notizbücher und Druckfahnen blieben in einigen kleinen Kästen verwahrt. In dieser Form wurde das gesamte Konvolut 2007 vom Deutschen Literaturarchiv in Marbach erworben, wo es den Museumsbesuchern bis heute in einer Vitrine der Dauerausstellung ins Auge springt. Die Ausstellungsstücke in Marbach haben es dem Herausgeber ermöglicht, im umfangreichsten Abschnitt des Anhangs („Überlieferung“, 149 Seiten) unter Auswertung von zehn Textstufen vom ersten Notizbuch bis zu den abschließenden Autorkorrekturen

wichtige Änderungen nachzuverfolgen und Akzentverschiebungen zu dokumentieren. Weitere Abschnitte des Anhangs sind der Entstehung des Romans und seiner Rezeptionsgeschichte von 1938 bis heute gewidmet. Besonders informativ schließlich das Nachwort, in dem der Herausgeber neben dem schon erwähnten Mitleidsmotiv Figurenkonstellationen des Romans, die jüdische Thematik, die von Zweig erst spät hinzugefügte Rahmenhandlung und nicht zuletzt die – auf den ersten Blick vielleicht nicht ganz so naheliegende – Exilthematik behandelt. Abschließend bemüht sich Resch um eine Einordnung des Romans in das Spätwerk von Stefan Zweig. In einem überzeugenden Resümee charakterisiert er dabei den Dichter als einen Autor, der in der bedrückenden Zeit des Exils auf einem dritten Weg, dem Appell an das Verhalten des Einzelnen, „die Extreme des literarischen Eskapismus und der offenen politischen Konfrontation umgeht“.

Nur erwähnt seien schließlich noch als nützliche Beigaben weitere Bestandteile des Anhangs: die Anmerkungen zur Edition, der Stellenkommentar mit Erläuterungen vor allem zahlreicher speziell österreichischer oder heute weniger gebräuchlicher Wörter und Wendungen und die abschließende Bibliografie mit Nachweisen aller Ausgaben des Romans zu Lebzeiten des Autors, einer Auswahl vor allem zeitgenössischer Rezensionen und schließlich Hinweisen auf Sekundärliteratur von 1939 bis heute.

„Euer Vorwärts gegen das Zurück!“

Fritz von Unruhs ‚heroischer Pazifismus‘ in den Reden an die Jugend der Weimarer Republik

STEPHAN RESCH

Der Dramatiker Fritz von Unruh gehörte zu den einflussreichsten Bühnenauteurs der Weimarer Republik. Unruhs Ansehen beruhte nicht zuletzt auf seiner persönlichen Wandlung vom preußischen Offizier mit langer militärischer Ahnentafel zum überzeugten Pazifisten und Demokraten. Diese Wandlung, Unruh selbst spricht von einem „Damaskuserlebnis“ während der Grabenkämpfe des Ersten Weltkriegs, verlief in Wahrheit wohl weniger geradlinig, als sich der Autor selbst erinnert. Gleichwohl verstärkten die Traumata des Krieges den Wunsch, die gewonnenen Erkenntnisse performativ nicht nur über das Theater zu verbreiten, sondern, noch unvermittelter, durch die direkte Ansprache. Unruh wurde in der Weimarer Republik zu einem gefragten Redner, der immer wieder vor großem Publikum zu politischen Themen Stellung nahm. Angelpunkt jener politischen Reden war fast durchgehend der Appell an die Jugend der Weimarer Republik, den Verheißungen des erstarkenden Nationalismus zu widerstehen. Warum sich Unruh gerade an die Jugend der jungen Republik wandte, und welche Botschaften seine pazifistischen Reden vermittelten, soll im Folgenden mit besonderem Blick auf den zeitgenössischen Pazifismusdiskurs näher untersucht werden.

Nach Ende des Ersten Weltkriegs erfreuten sich pazifistische Bewegungen großen Zulaufs. Kriegsmüdigkeit und die Hoffnung auf eine neue Weltordnung

hatten den Pazifismus in die Mitte der gesellschaftlichen Diskussion befördert. Gleichzeitig lässt sich nach dem Krieg eine immer größere weltanschauliche Differenzierung zwischen den pazifistischen Gruppierungen feststellen, die zwar in ihrer Absicht der Kriegsvermeidung übereinstimmten, dafür aber oft grundlegend verschiedene soziale und politische Ansätze verfolgten. Richard Coudenhove-Kalergi, Gründer der Pan-Europa-Bewegung, bezeichnete den Pazifismus 1924 in gewollter Polemik als „unpolitisch“, „planlos“ und „uferlos“¹ und resümierte: „Der Pazifismus ist zersplittert; er hat Sekten, aber keine Kirche, seine Gruppen arbeiten isoliert, ohne einheitliche Führung und Organisation.“² Coudenhove forderte dagegen einen realpolitischen Pazifismus, der sich mit machiavellistischen Mitteln für die Umsetzung seiner Ziele einsetze. Auch Carl von Ossietzky teilte 1924 die Befürchtung, dass der Pazifismus aufgrund seiner Zersplitterung in einzelne Interessengruppen den entscheidenden Einfluss auf die Politik verspielen könnte: „Die Politiker sind zwischen Querulanten und wunderlichen Heiligen in der Minderzahl. Sie haben das ihrige getan, aber es ist ihnen bisher nicht gelungen, die Bewegung als solche an den Realitäten zu orientieren.“³

Der Philosoph Max Scheler identifizierte in der 1927 vorgelegten Studie *Die Idee des Friedens und der Pazifismus* acht prinzipielle Ausrichtungen des Pazifismus. Nach Scheler war der zeitgenössische Pazifismus zu unterscheiden in

den: heroischen, christlichen, ökonomisch-liberalen, juristischen, marxistischen/sozialistischen/kommunistischen, großbürgerlichen, imperialistischen und den Kulturpazifismus. Für die vorliegende Untersuchung ist vor allem Schelers Definition des sogenannten ‚heroischen Pazifismus‘ von Interesse. Während alle anderen Formen des Pazifismus nach Scheler Interessenideologien seien, also den Frieden als Endziel einer bestimmten Ideologie betrachten (z. B. marxistischer Pazifismus) oder als utilitaristisches Mittel zur Durchsetzung von bestimmten Zielen (z. B. ökonomisch-liberaler Pazifismus), beruhe der heroische Pazifismus ausschließlich auf einem Bekenntnis zur Gewaltlosigkeit und zur Verweigerung von angeordneter Gewaltausübung. Damit war der heroische Pazifismus, dessen Ursprünge in der buddhistischen Welt zu finden sind, für Scheler die höchste Form des Pazifismus, da er ein absolutes und nicht nur ein relatives Mittel gegen den Krieg darstellte und sich gleichermaßen gegen linke und rechte Gewalt positionierte. Diese Eigenschaften ermöglichten dem heroischen Pazifismus eine große Strahlkraft, er sei „gerade für edle, reine, heroische Gemüter ein stark wirkendes Vorbild.“⁴

Die Notwendigkeit, der nachfolgenden Generation Vorbilder zu geben und den jugendlichen Drang nach Heldentum in pazifistische Bahnen zu leiten, erkannte Fritz von Unruh bald nach seiner Heimkehr aus dem Krieg. So schnell, wie sich pazifistische Gruppierungen bildeten, so schnell formierten sich auch wie-

der die reaktionären, monarchistischen und rechtsradikalen Kräfte, für die Pazifismus, Demokratie und europäische Verständigung als Feindbilder dienten. In diesem Klima des Neuanfangs nach der Gründung der Weimarer Republik erhielten die Jugendorganisationen nicht nur bedeutenden Zulauf, sie wurden auch verstärkt zu einem Instrument der politischen Einflussnahme. Unruhs frühe Einsicht, dass ein Kampf für Demokratie und Pazifismus auch ein Kampf um die Deutungshoheit der Geschichte und ihr Verständnis durch die Jugend bedeutet, bestätigte Harry Graf Kessler in seinem Tagebuch: „Der Hauptgrund für die Niederlage der Republik sei, meinte [Unruh], daß sie vollkommen die Rolle der Jugend und die des Heroismus in der Politik verkannt habe. Er habe (und das stimmt) schon gleich nach dem Krieg in den Anfängen der Republik die Lebenswichtigkeit dieser beiden Faktoren für den neuen Staat erkannt und allen die maßgebenden Faktoren gepredigt, [...] aber überall nur völlige Verständnislosigkeit und Ablehnung erfahren; man habe sie bagatellisiert, als unwichtig erklärt. So sei ihr Gewicht voll in die Waagschale der Gegenseite, der Reaktion, gefallen und habe jetzt das meiste zum Sieg der Hitlerleute beigetragen, die es verstanden hätten, sich ein Monopol auf die Jugend und die (mystische) Opfersehnsucht zu sichern.“⁵

Die neue Republik war keineswegs universell beliebt. Die Auflagen des Versailler Vertrags, die prekäre wirtschaftliche Lage, die Ruhrbesetzung und Putschversuche von links und rechts wurden von den Gegnern der Republik als Zeichen ihrer Schwäche gedeutet. Das demokratische System wurde in der Bevölkerung bisweilen als

von den Siegermächten oktroyiert empfunden, und besonders die junge Generation identifizierte sich kaum mit den Zielen der Republik.⁶ Auch in den Jugendorganisationen jener Zeit lässt sich diese Tendenz einer Gegenwartsflucht erkennen. Friedrich Niebergall weist auf die Faszination der Nachkriegsjugend mit der Romantik und einer höheren Autorität hin, die in den Zwanzigerjahren in eine Wiederentdeckung des Mittelalters mündete.⁷ Diese Abkehr von der Gegenwart konnte freilich verschiedene Formen annehmen. Während etwa die Wandervögel eine konservative Revolution, eine Rückkehr zu einer mythischen Volksgemeinschaft in Harmonie mit der Natur propagierten und dabei auf die Freiheit des Individuums pochten, ging es etwa in der nationalsozialistischen Jugend um eine anti-individualistische Unterordnung des Einzelnen unter eine höhere Autorität.⁸

In der Zeit der politischen Neuordnung Europas und der philosophischen Sinnsuche der frühen Zwanzigerjahre nahm die Jugend für Fritz von Unruh eine zentrale Stellung ein. Dies ergab sich nicht zuletzt aus der Tatsache, dass der Krieg zu einem neuen Generationenbewusstsein geführt hatte. Die, die ihn miterlebt hatten, standen den Nachgeborenen ohne Kriegserfahrung gegenüber. Stefan Zweig sah das Grundproblem jenes Generationenkonflikts in der Unmöglichkeit der jüngeren Generation, die eigene Heldenhaftigkeit vor der älteren Generation unter Beweis zu stellen:

„Die junge Generation steht heute einer fünfundvierzigjährigen gegenüber, die an der Front Gestalt annahm und die damit prahlt. Sie schämt sich vor den Alten und Geprüften, sie hat davor Angst,

minder tapfer zu erscheinen, und vor der Tatsache, dass man es als Feigheit betrachten könnte, wenn sie nicht dieselbe Energie bewiese und friedlich den Krieg ablehnte. Deswegen führt sie sich militärisch auf, obwohl in ihrem Inneren nur die Angst herrscht, nicht als männlich betrachtet zu werden.“⁹

Während sich in Unruhs Weltbild durch die Gräueltaten des Krieges eine bemerkenswerte Verschiebung vom nationalistischen zum pazifistischen Denken erkennen lässt, bleibt der Schreibmodus des Autors davon weitgehend unbeeinflusst. So sieht Sprenger etwa in Unruhs Kriegsslyrik immer wieder den Versuch, ein „heroisches Menschen- und Kriegsbild“ darzustellen.¹⁰ Die gleiche pathosgefüllte Sprache stellte dieser nach dem Krieg in den Dienst der Friedensarbeit. Unruh war sich wohl bewusst, dass die von Hass, Revanche und Feindbildern geprägten Narrative des Nationalismus besser dazu geeignet waren, das Verlangen der jungen Generation nach Kampf und Heldentum zu befriedigen, als die differenzierte Sprache der Demokratie. Daher soll im Folgenden ein näherer Blick auf jenen ‚heroischen Pazifismus‘ geworfen werden, der Unruhs Reden während der Weimarer Republik prägte.

Sprachliches Heldentum

Fritz von Unruhs Literatur ist, wie viele Werke des Expressionismus, von einer sprachlich-emotionalen Intensität geprägt, die typisch für den Literaturgeschmack der Zeit war. Julius Bab spricht in Bezug auf Unruh von einer „fieberhaft überfüllten Sprache“¹¹, Unruh selbst charakterisierte die eigene rhetorische Strategie überspitzt: „Da wir nicht Bilanzen lesen, so wollen wir reden in heiliger Trunkenheit.“¹² Wenn Unruh also in

seinen Reden an die deutsche Jugend einen ähnlichen Redemodus verwendete wie in der Kriegslyrik, in der er individuellen Opferwillen glorifizierte, dann lag dies wohl an der mit Zweig geteilten Wahrnehmung, dass die Jugend die von der Republik hochgehaltenen Konzepte wie Pazifismus, Demokratie und Europa als abstrakt, blutarm und lau wahrnahm, die Versprechungen der radikalen Parteien – Heldentum, Opfer und Tod – dagegen als glanzvoll. Daher forderte er von der Politik, das Bekenntnis zu Europa und Pazifismus mit Leidenschaftlichkeit umzusetzen und so klangvoll zu gestalten, wie die Versprechungen der radikalen Parteien: „Weil euer Wort von ‚Frieden und Leben‘ nicht ebenbürtig dröhnt neben ihrem Rausch von ‚Sterben und Vaterland‘! [...] Darum wird es den Ausbeutern im Zylinder und Helm so leicht, den Schrei dieser opferbereiten, sternentrunkenen Phalanx zum Schlagwort zu münzen und sie zu locken in ihre Ställe und Hürden, wo sie ihr dann die goldene Wolle scheren und erweitern die dunklen Geschäfte menschenfeindlicher Macht!“¹³

Im Wissen um die mangelnde Akzeptanz des zeitgenössischen Pazifismus war Unruh darauf bedacht, eine heroische Umgestaltung des Pazifismusbegriffs vorzunehmen, die bereits bei der Sprache begann. Selbst bezeichnete er sich nicht als Pazifist, sondern als „Soldat des Friedens“ und als „Friedenskämpfer“. Dementsprechend ist in Unruhs Reden auch immer wieder ein martialischer Duktus zu finden, der sich bewusst einer emotiven, pathosgeladenen Sprache bedient, die ansonsten eher mit patriotischen und nationalistischen Diskursen assoziiert wird: „Denn auch wir wollen

nicht – den ‚bewussten‘ Frieden, den der Schwächlinge und Kaffeetanten in Röcken und Hosen – Wir bringen das Schwert.“¹⁴

Verbindung von Geist und Tat

Hand in Hand mit einer sprachlichen Umwertung des Pazifismus geht für Unruh die Forderung nach einer größeren Wirkmächtigkeit des Friedensgedankens. Wie viele seiner Generation hatte er nach Ende des Krieges von dem sogenannten 14-Punkte-Programm des amerikanischen Präsidenten Wilson eine demokratische Neuordnung Europas und ein Selbstbestimmungsrecht der Völker erhofft, wurde jedoch von der Realität der Versailler Friedensverträge enttäuscht. Das Versagen Wilsons bedeutete für Unruh eine gewisse Entwertung des politischen Pazifismus. In den Vordergrund rückte dagegen ein Pazifismus, der durch individuelles Engagement Strahlkraft genoss. Als Beispiel dazu diente ihm Leben und Werk des russischen Schriftstellers Leo Tolstoi, mit dem er die Wandlung vom Offizier zum Pazifisten gemeinsam hatte: „Ist Tolstois Lebensende kein Symbol? Es ist das ergreifendste Gleichnis seit Franz von Assisi, wie ein Mensch, von seinem Glauben getrieben, auch noch die letzte Fessel löst – um seine Vorstellung vom Leben mit der Lebenstat in Einklang zu bringen.“¹⁵ Unruh bezieht sich auf Tolstois Entscheidung, im hohem Alter sein privilegiertes Leben aufzugeben, um jenes einfache Leben zu leben, das er in seinen Büchern predigte. Die innere Überzeugung durch gelebtes Engagement symbolkräftig umzusetzen: damit hoffte Unruh, der jungen Generation Vorbilder anzubieten, die ansonsten vor allem in den Narrativen des Kriegsheldentums zu fin-

den waren: „Ich kann euch keine Wimpel und Fähnchen versprechen, keine Uniform mit Sold und Ehrenzeichen, kein Marschziel auf einen äußeren Feind, kein Räuber- und Gendarmenspiel im großen! – Geist ist Geist! Sein Exerzieren beginne im: Nein zur Lüge – im Ja zur Wahrheit – im Nein zur Lust – im Ja zur Liebe – in der Absage an Zweifel – in der Hingabe an den Glauben – in der Verachtung der Ungeduld – in dem Mut zur Geduld – in seiner Unverführbarkeit inmitten der täglichen Verführung zum Ungeist der Kanonen!“¹⁶

Den Versuch, Überzeugung und pazifistische Aktion miteinander zu verbinden, unternahm Unruh nicht zuletzt auch mit der Gründung der Republikanischen Partei, die er zusammen mit Carl von Ossietzky ins Leben rief. Die Partei verfehlte den Einzug in den Reichstag, doch der Versuch, den literarisch vertretenen Überzeugungen auch ein realpolitisches Wirkungspotential zu verschaffen, deckt sich mit jener Frage nach dem persönlichen Engagement, die Unruh seinen Zuhörern in der Tolstoi-Rede stellt: „Ist nun mein gelebtes Leben, meine schwer erreichte Wirklichkeit, mein Über-mich-selbst-hinaus doch wieder zurückgegeben in den Kreis der Dichtung, der Bühne, des Nur-Spiels?“¹⁷ Für Unruh war der Einklang zwischen Literatur, Politik und gelebtem Leben unabdingbar.

Heldentum der Verantwortung

Welche Forderungen stellte Unruh an die Jugend? In Anlehnung an den tolstoischen Pazifismus rief Unruh zu einer ständigen Prüfung des eigenen Gewissens auf. Er befürchtete, dass der jungen Generation durch die Verführungen des Nationalismus, also durch die Glorifizierung des Krieges, der

Gewalt und des Opfers, der moralische Kompass abhanden gekommen war. Eine Mitschuld daran sah er nicht zuletzt an der engen Beziehung zwischen reaktionären Kräften und der Wirtschaft: „Denn Wille zum Staat heißt Verantwortung tragen. Das aber bleibt Verantwortung Alpha und Omega: ‚Handle nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde.‘ Lebt dieses Gefühl aller Menschheitsgefühle noch in unserem Bewusstsein? Der Beweis von Gut und Böse, Recht und Unrecht ruht nicht mehr im sittlichen Empfinden, er ruht im Bankguthaben!“¹⁸

Unruhs Appell an die Verantwortung des Einzelnen zielte immer wieder darauf ab, die Triebkräfte der Macht zu entlarven, die Politik der Eigeninteressen, der Geheimdiplomatie und der Gewaltherrschaft vor Augen zu führen. Spricht er in diesem Fall von einem „Vaterland der Gewalt“ und von „Kanongläubigen“, ist sein Gegenbild ein „Vaterland der Kraft“, angeführt von „Geistgläubigen“. Offensichtlich wird dabei Unruhs Versuch, den kantianischen Verantwortungsbegriff nicht als blutarm darzustellen, sondern vielmehr als Möglichkeit eines neuen Heldentums. Während der Nationalismus versuchte, die Leidenschaft der Jugend in einen fraglosen Gehorsam für die Ziele der Partei zu lenken, zielten Unruhs Reden weniger auf ein konkretes Engagement, sondern eine Geisteshaltung ab. Sie appellierten an das Gewissen des Einzelnen, die Konsequenzen der eigenen Entscheidungen zu durchdenken und damit in den Dienst der Demokratie zu stellen: „[Die] Leidenschaft [der preußischen Generäle] war die Gewalt! Was ist unsre Leiden-

schaft? Sie gossen aus der Glut ihres Glaubens den Gewaltstaat, was gosses Du aus der Glut Deines Glaubens?“¹⁹

Die Gefahr des Zurück

Klaus Mann sah in den Verheißungen des Nationalsozialismus ein „neo-dynamisches, anti-rationalistisches Lebensgefühl“²⁰, das die Komplexitäten und Widersprüchlichkeiten der Gegenwart aufheben wollte: „Seine große Parole hat magische Anziehungskraft – wir kennen sie, diese Parole, wir können sie in einem Wort zusammenfassen, dieses Wort heißt: ‚Zurück!‘ Es scheint, dass nicht nur die Gesellschaft – oder ein Teil von ihr – sich gar heftig zurücksehnt in frühe, brutal-anarchistische Zustände; den Hang nach dem Zurück hat auch der Einzelne, der Mann möchte wieder zum Knaben werden, er will spielen und schlagen, sich selber unterordnen und andere quälen, jede geistige Verantwortung los sein.“²¹

Was Klaus Mann hier beobachtete, wurde von dem holländischen Historiker Johan Huizinga zeitgleich als „Puerilismus“ beschrieben, eine selbst auferlegte Regression in einen kindlichen Entwicklungszustand. Der jugendliche Wunsch nach Heldentum wird nach Huizinga besonders dann problematisch, wenn er aus dem Bereich des sportlichen Wettkampfes in den Bereich der Politik vordringt und instrumentalisiert wird.²² Fritz von Unruh beobachtete jene Tendenz zu einer Rückkehr in eine selbstverschuldete Unmündigkeit bereits in den ersten Nachkriegsjahren. Die Entscheidung zwischen dem „Vorwärts“ und dem „Zurück“ wurde daher zum Leitmotiv seiner Reden in der Weimarer Republik. Das „Zurück“ verkörperte für ihn die schlimms-

ten Exzesse des preußischen Militarismus, den er im Kriege selbst hinter sich gelassen hatte: „Wehe der Hand, die versucht, das Rad der Geschichte rückwärts zu drehen! Wehe allen weißhaarigen Kadetten und Prinzen, die wieder von Gewehrfeuer träumen – von Hurra und pour le mérite!“ (258) Jene rückwärtsgewandte antidemokratische Verherrlichung der Gewalt und die Unterordnung individueller Verantwortung unter die Befehle einer höheren Autorität kritisierte Unruh auch am Beispiel des damals gerade erschienenen Kriegsromans *In Stahlgewittern* von Ernst Jünger: „Habt ihr etwa jenes, von Lloyd George und anderen Prominenten hymnisch und vielfach gepriesene Werk E. Jüngers gelesen, jenes Bekenntnis eines Pour-le-mérite-Trägers, der Tränen der Wut vergoss, als er den auf einen Franzosenkopf gezielten Revolver wieder absetzen musste, weil ihm dieser Soldat in seinem Todesschreck die Photographie von Frau und Kind entgegenhielt. Ist jene Landsknechtmoral in euch, die als des Lebens einzigen Zweck und Inhalt das Niederboxen des andern proklamiert?“²³

Das „Vorwärts“ bedeutete für Unruh in erster Konsequenz eine innere Umkehr, die eigene Verantwortung über die Autoritätsgläubigkeit stellt. Auf politischer Ebene war das „Vorwärts“ ein Bekenntnis zur Republik. Es bedeutete ein Heldentum der Verantwortung, das den Aufbau und zunehmend die Verteidigung einer wehrhaften Demokratie als sittliche Forderung all jener ansah, die den Zyklus von Völkerhass, Gewalt und Leid durchbrechen wollten. Eine Umsetzung sah er nur dann als möglich an, wenn sich die Jugend ihrer Rolle als Weltgewissen und der Mechanismen der Macht bewusst würde:

„Und zu welchem Deutschland, ihr Vierzehnjährigen, werdet ihr euch nun hinbewegen? Wieder zu den nationalen Altären, wo Verführer dem ‚Volk der Dichter und Denker‘ von einer deutschen Sendung vor-schwätzen, bar des Stigmas: Scham und Gerechtigkeit ---? Oder wollt ihr euern Überschwang eher in ein Massengrab schütten, als in eine Paragraphenverfassung, die für euer Kostbarstes keine Gefäße hat? Meint ihr immer noch, nur das Eine sei unwiderleglich und wahr – das Opfer im Sterben?“²⁴

Max Scheler zeigte sich pessimistisch, dass der von ihm beschriebene ‚heroische Pazifismus‘ in Europa einen bedeutenden Beitrag zur Friedensgestaltung leisten könnte. Dazu sei er zu sehr auf das Individuum ausgerichtet und der „positiven ethischen abendländischen Mentalität“ fremd.²⁵ So waren auch Unruhs Versuche, die Jugend für seinen heroischen Pazifismus zu gewinnen, nur bedingt von Erfolg gekrönt. Zwar füllte er mit seinen Reden in der Zwischenkriegszeit die größten Säle der Republik, doch ob der Aufruf nach innerer Wandlung tatsächlich nachhaltige Veränderungen bewirkte, ist ungewiss. Die zeitgenössische Kritik zumindest meldete gewisse Zweifel an: „Gerade Unruhs Schwäche war seine Beliebtheit. Seine Thesen waren unfassbar, allgemein, vieldeutig. Er erging sich in Deklamationen der Menschenliebe, des verschwommenen Gefühls, die von keinem Geist, keiner Anschauung kontrolliert wurden. Unruh schien der letzte Vertreter des deutschen Idealismus zu sein. [...] In Unruh drückte sich die ideologische Unklarheit einer ganzen Epoche aus.“²⁶

Unruh führte indes das eigene ‚heroische‘ Engagement fort. Er gehörte nach eigenen Angaben

zu den Mitbegründern der anti-faschistischen Eisernen Front, für die er noch im Januar 1932 im Berliner Sportpalast den Aufruf *Front des Reiches* verlas. Wenige Monate später emigrierte er aus Angst um seine eigene Sicherheit nach Italien.

- 1 Coudenhove-Kalergi, Richard: *Pazifismus*. Wien: Paneuropa-Verlag 1924, S. 7.
- 2 Ebd.
- 3 Ossietzky, Carl von: *Die Pazifisten*. In: *Das Tagebuch*. 4. Oktober 1924, S. 1400 ff.
- 4 Scheler, Max: *Die Idee des Friedens und der Pazifismus*. Berlin: Der neue Geist Verlag 1931, S. 36.
- 5 Graf Kessler, Harry: *Tagebücher 1918-1937*. Hg. von Wolfgang Pfeiffer-Belli. Frankfurt am Main: Insel 1961. S. 662 (25.4.1932).
- 6 Laqueur, Walter: *Young Germany – A History of the German Youth Movement*. New Brunswick and London: Transaction Books, S. 179.
- 7 Adriaansen, Robbert-Jan: *The Rhythm of Eternity: The German Youth Movement and the Experience of the Past 1900-1933*. New York: Berghahn 2015, S. 130.
- 8 Ponzio, Alesso: *Shaping the New Man: Youth Training Regimes in Fascist Italy and Nazi Germany*. University of Wisconsin Press 2015, S. 94.
- 9 *Ein Nachmittag mit Stefan Zweig. Ein Gespräch des Dichters mit seinem rumänischen Übersetzer Eugen Relgis*. In: Lunzer, Heinz und Pfoser, Alfred: *Zirkular*. Nummer 2, Oktober 1981, S. 57-64; hier S. 60.
- 10 Sprengel, Peter: *Literatur im Kaiserreich – Studien zur Moderne*, Erich Schmidt Verlag (Heft 125) 1993, S. 270.
- 11 Fröhlich, Ulrich: *Deutsche Exilliteratur nach 1933*. Bern: Francke 1989, S. 914.
- 12 Unruh, Fritz von: *Vor: Endlich zur Tat*. In: *Opfergang*. Politeia. Biographien. Berlin: Haude & Spener 1979, S. 257.
- 13 Ders.: *Unser Schicksal*. In: *Mächtig seid ihr nicht in Waffen*. Nürnberg: Verlag Hans Carl 1957, S. 48f.
- 14 Ders.: *Vor: Endlich zur Tat*. S. 253.
- 15 Ders.: *Tolstoi*. In: *Opfergang*. Politeia. Biographien. Berlin: Haude & Spener 1979, S. 237.
- 16 Ders.: *An die europäische Jugend*. In: *Opfergang*. Politeia. Biographien. Berlin: Haude & Spener 1979, Ebd. S. 272.
- 17 Ders.: *Tolstoi*, Ebd. S. 237.
- 18 Ders.: *Vaterland und Freiheit*. In: *Mächtig seid ihr nicht in Waffen!* S. 27.
- 19 Ebd.
- 20 Mann, Klaus: *Woran glaubt die europäische Jugend?* In: *Zahnärzte und Künstler*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1993, S. 358.
- 21 Ebd.
- 22 Huizinga, Johan: *Puerilism*. In: *Salmagundi* (Summer/Fall 1972), Nr.20. S. 158.
- 23 Unruh: *Quo vadis?*, S. 130.
- 24 Unruh: Ebd. S. 133.
- 25 Scheler, S. 37.
- 26 Ihering, Herbert, zitiert bei Sprengel, S. 263.

Buchtipp: Landlust

Drei bemerkenswerte Romane über das Leben auf dem Lande

HEINZ SCHUMACHER

Wenn das Wohnen in den städtischen Ballungsräumen immer teurer wird, wenn Verkehr und Lärm immer häufiger zu Stress führen und zudem eine Pandemie das Alltagsleben und die Begegnungen mit anderen Menschen zur Gefahr für die eigene Gesundheit werden lässt, kommt oftmals der Wunsch nach einem Rückzug in ländliche Gefilde auf, wo man ein kostenärmeres und gesünderes Leben unter überschaubaren sozialen Bedingungen, naturnah und abseits des nicht abreißenden Autostroms hofft führen zu können. Auch Hans Fallada war 1933 in die ländliche Einsamkeit von Carwitz gezogen; fernab von den durch die Machtergreifung Hitlers erzeugten politischen Turbulenzen in Berlin und an anderen Orten hoffte er in der mecklenburgischen Idylle Ruhe zum Schreiben zu finden und eine eigene Landwirtschaft betreiben zu können, verbunden mit einem harmonischen Familienleben – eine Hoffnung, die sich größtenteils als trügerisch erweisen sollte.

Eine kaum noch zu überblickende Anzahl von Zeitschriften, Kalendern und Internet-Einträgen nährt heutzutage die Träume von einem unentfremdeten Leben jenseits der Städte, und auch die Literatur hat seit einiger Zeit das Landleben als lohnendes Sujet entdeckt, das sich durchaus als tauglich erwies für die Erfindung von bestsellergerechten Fiktionen, die, von entsprechenden Marketingmaßnahmen begleitet, manchem Verlag gewaltige Einnahmen bescherten. Aber nicht von

Juli Zeh und Dörte Hansen¹ soll hier die Rede sein, deren Bücher sehr wohl auch einen durchaus kritischen Blick auf das Leben auf dem Lande werfen, nach wie vor große Aufmerksamkeit genießen und gleich nach Erscheinen zeitweise als Stapelware die Auslagen vieler Buchhandlungen beherrschten, sondern von drei Romanen, die zwar bezüglich der Anzahl ihrer verkauften Exemplare nicht an die Bücher der beiden erwähnten Autorinnen heranreichen können, die aber auf je eigene Weise und mit entsprechend hohem literarischen Anspruch ein Dasein zwischen Stall, Gemüsegarten und Dorfkneipe thematisieren.

Judith Hermann wurde 1998 schlagartig bekannt, als ihr Erzählungsband *Sommerhaus*, später Leser und Kritik begeisterte und als Spiegel der Mentalität einer ganzen Generation gefeiert wurde. Im Umfeld dieses Debüts veröffentlichten weitere junge Autorinnen viel beachtete erste Werke; die Rede war vom sog. Fräuleinwunder in der deutschen Gegenwartsliteratur. In den beiden folgenden Jahrzehnten publizierte Judith Hermann weitere Erzählbände und einen ersten Roman, bevor nun im Frühjahr 2021 der Roman *Daheim* erschien, der sogleich für den Preis der Leipziger Buchmesse nominiert wurde.²

Mit diesem Titel mag ein unvoreingenommener Leser vielleicht Beschaulichkeit und Glück assoziieren, aber derartige Erwartungen werden bei Judith Hermann weitgehend enttäuscht. Erzählt wird die Geschichte einer 47-jährigen Frau, die sich in einen abgelegenen

Ort an der Nordseeküste zurückgezogen hat. Um etwas Geld für ihren Lebensunterhalt zu verdienen, will sie ihrem Bruder Sascha zur Hand gehen, der in dem nur in der Hochsaison von Touristen frequentierten Dorf eine Kneipe betreibt. In einzelnen Erinnerungen, die dem Roman vorangestellt oder in den Erzählablauf eingeflochten werden, erfährt der Leser Bruchstücke aus dem bisherigen Leben der namenlos bleibenden Protagonistin: sie hat früher in einer Kleinstadt ein Leben in unspektakulärer Tristesse geführt und in einer Zigarettenfabrik gejobbt, dann einen Mann mit Namen Otis geheiratet und eine Tochter geboren. Die Ehe ist allerdings gescheitert; der Mann entwickelte immer mehr paranoide Anwandlungen: er verwandelte die Wohnung in ein Lager für Alltagsgegenstände, da er, Verschwörungstheorien anhängend, gewaltige Katastrophen heraufziehen sah. Die inzwischen erwachsene Tochter ist irgendwo auf den Weltmeeren unterwegs und sendet in bestimmten Abständen die GPS-Daten ihrer jeweiligen Position.

Zentraler Bezugspunkt der Romanhandlung ist die Erinnerung der im Mittelpunkt stehenden Figur an ein Erlebnis 30 Jahre zuvor. Ein ominöser Zauberkünstler wollte sie als Assistentin anwerben, und zwar sollte sie bei dem bekannten Trick mit der zersägten Jungfrau mitwirken. Sie ließ sich auch auf eine Probe im Wohnhaus des Künstlers ein, verweigerte dann aber doch die Teilnahme an einer Tournee auf einem Kreuzfahrtschiff. Dieser Episode kommt

insofern eine bildhafte Bedeutung zu, als der Kasten, in den sie eingesperrt wird, ihre durch Abgeschlossenheit und Enge gekennzeichnete Lebenssituation symbolisiert; das angebliche Zersägtwerden verweist darauf, dass sie sich als fragmentiertes Wesen erfährt, dem es an einer stabilen Identität mangelt. Und so ist denn der Rückzug aufs Land als Versuch zu sehen, sich selber jenseits der vorherbestimmenden gesellschaftlichen Zwänge neu zu finden. Das symbolträchtige Motiv von einer Kiste, in die jemand eingesperrt worden ist, taucht im Roman auch bei anderen Figuren auf und gewinnt somit eine leitmotivartige Qualität.

Die Ich-Erzählerin hat im Dorf ein älteres Haus gemietet und lernt im Laufe der Zeit die anderen Dorfbewohner kennen. Mit Mimi, einer in ihrer Nachbarschaft lebenden Künstlerin, die drei gescheiterte Ehen hinter sich hat, freundet sie sich an. Mit deren Bruder Arild, der in der Nähe eine riesige Schweinemast betreibt, verbindet sie eine eigenartige Liebesbeziehung, und ihrem fast 60 Jahre alten Bruder muss sie umso mehr in der Gaststätte helfen, als er sich in Nike verliebt hat, eine gerade mal 20 Jahre alte Frau, die wie ein Irrlicht durch den Roman schwebt. Die Dorfbewohner sind allesamt starke Individuen, die in dieser ländlichen Welt zutiefst verwurzelt sind; mit wenigen Strichen vermag es Judith Hermann, von jeder einzelnen Figur ein eindrucksvolles Bild zu zeichnen. Über der gesamten Szenerie liegt eine melancholische Stimmung, wie man sie von früheren Texten dieser Autorin kennt und die durch die lakonische Sprache mitbestimmt wird.

Der Leser wird zum Zeugen einer behutsamen Annäherung der Figuren, eine Konstellation, die die

Fragen aufwirft nach den Bedingungen für ein gelingendes Leben, nach der Wahrscheinlichkeit, mit seiner Lebensplanung zu scheitern, nach den Möglichkeiten, Vertrauen aufzubauen, auch nach der Bedeutung bzw. Zuverlässigkeit von Erinnerungen. Der Schluss des Romans verweigert eine eindeutige Lösung; vielleicht ist das, was man mit dem Wort „Daheim“ verknüpft, doch nur ein Traum, der auch auf dem Lande nicht so einfach zu realisieren ist und eher das Ziel einer endlosen Annäherung darstellt.

Auf der Longlist für den Deutschen Buchpreis im Herbst 2021 war der Roman *Mitgift* von Henning Ahrens vertreten.³ Es handelt sich dabei um einen Familienroman über sieben Generationen, der in einer ländlichen Region Niedersachsens spielt und Motive aus der Familiengeschichte des Autors aufgreift. Auch wenn die Zeit, von der das Buch handelt, mehr als zwei Jahrhunderte von 1755 bis 1962 umfasst, so bedient sich der Autor keineswegs einer chronologischen Erzählweise. Ausgehend von den Ereignissen am Ende der Handlungsentwicklung, nimmt er unterschiedliche Tiefenbohrungen in die Geschichte der Familie Leeb vor, um das furchtbare Geschehen, das sich in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts ereignet hat, begreifbar zu machen.

Zu Beginn des Romans sucht der Großbauer Wilhelm Leeb sen. seine unverheiratete Nachbarin Gerda Derking auf, die im Dorf als sogenannte Totenfrau die Leichen zur Bestattung herrichtet, und bittet sie um ihre Hilfe. Wer zu Tode gekommen ist, das erfahren zunächst weder Gerda noch der Leser, und allerlei Umstände verzögern den Einsatz der Totenfrau bis gegen Ende der Romanhandlung, wodurch sich ein äußerer Span-

nungsbogen aufbaut. Im Zentrum der Rückblicke steht der Großbauer selber, dessen Jugendliebe die Totenfrau Gerda Derking einst war, die er aber nicht geheiratet hat, sondern Käthe Kruse, mit der ihn emotional nichts verbindet, die aber Landbesitz und weitere Reichtümer mit in die Ehe brachte.

Wilhelm Leeb sen. bewirtschaftet den Hof bereits in siebter Generation, und sein ältester Sohn – sämtliche Erstgeborenen der Familiengeschichte heißen Wilhelm – soll diese Tradition fortführen. Ein Blick zurück in die dreißiger und vierziger Jahre zeigt Leeb sen. als überzeugten Anhänger der Nationalsozialisten; das örtliche SA-Büro ist in seinem Wohnhaus untergebracht. Obzwar er als Landwirt eigentlich nicht in den Krieg ziehen muss, meldet er sich freiwillig und agiert als Landwirtschaftsführer in der besetzten Ukraine. Die mörderischen Einsätze von Wehrmacht und SS nimmt er emotionslos zur Kenntnis; für ihn sind Haltung und Disziplin oberste Werte. Der Krieg im Osten gilt ihm als eine Art Abenteuer, das er mit Glück, Raffinesse und viel Alkohol zu bestehen sucht; sein Handeln zeichnet sich nicht durch besondere Brutalität gegenüber der Zivilbevölkerung aus, und er rettet sogar drei der ihm unterstellten Ukrainer auf dem Rückzug vor den heranrückenden Russen. Aber gleichwohl sieht er sich als Kämpfer für eine unzweifelhaft bedeutende Sache, der, ohne jede Empathie angesichts der deutschen Verbrechen, zugleich sein eigenes Wohlergehen verfolgt. Gegen Ende des Krieges gerät er in polnische Gefangenschaft und muss vier Jahre unter entwürdigenden Verhältnissen zubringen, bevor er 1949 in seine Heimat zurückkehren kann.

Vom ersten Tag an präsentiert er sich dort als erbarmungsloser Tyrann, der keinen Widerspruch duldet, absoluten Gehorsam fordert und nicht bereit ist, die Leistungen anzuerkennen, die sein noch jugendlicher Sohn, seine Frau und die im gleichen Haushalt lebenden Eltern und Schwiegereltern erbracht haben, um den Landwirtschaftsbetrieb in den Kriegzeiten überhaupt zu erhalten. Sie alle werden mit permanenter Kritik und Nörgeleien bedacht, weil man dem Senior nichts recht machen kann. Seine Frau zeigt die von ihr erwartete Ergebenheit gegenüber dem Mann und bekämpft aufkommenden Ärger mit *Klosterfrau Melisengeist*; der älteste Sohn verzweifelt in zunehmendem Maße, da er keinerlei Chance verspürt, sich gegen den selbstgerecht auftretenden und zu keinerlei Zugeständnissen bereiten Familienpatriarchen aufzulehnen und endlich das Erbe anzutreten. Seine Beziehung zur Tochter eines Försters wird als nicht standesgemäß angesehen, da sie über keinerlei Landbesitz oder größeres Vermögen als Mitgift verfügt. Zudem begegnet diese ihrem Geliebten im Laufe der Zeit mit zunehmender Distanz, da sich in ihren Augen keinerlei Lösung für den tiefgreifenden Vater-Sohn-Konflikt abzeichnet. Die Aussichtslosigkeit seiner persönlichen Situation führt dann letztlich dazu, dass sich der Erbe des Leebischen Hofes erschießt.

Wie Henning Ahrens in karger, nüchterner Sprache die verschiedenen Facetten des familiären Konflikts aufdeckt und wie er den Leser am Ende zum Zeugen dafür macht, wie die Selbstmordabsicht in Wilhelm Leeb reift, das ist schlichtweg meisterhaft erzählt, wengleich manche der geschilderten Situationen nur schwer er-

träglich sind. Seine Meisterschaft stellt der Autor insbesondere bei der Gestaltung verschiedener Figuren unter Beweis, die nicht eindimensional, sondern ausgesprochen differenziert und als gebrochene Charaktere dargestellt werden. Die präzisen Beschreibungen der Landschaft und des Landlebens sowie der ausgesprochen kräftezehrenden bäuerlichen Tätigkeiten tragen zu einem atmosphärisch dichten Gesamtbild bei. *Mitgift* ist somit ein Roman, in dem das Leben auf dem Land einem Stück fragwürdiger deutscher Mentalitätsgeschichte Konturen verleiht, deren Ursprünge sich bis in vergangene Jahrhunderte zurückverfolgen lassen, – mit ihrer Achtung für Disziplin und Haltung, mit ihrem Obrigkeitsdenken und ihrer blinden Traditionsverbundenheit, allesamt Momente, die fraglose Akzeptanz forderten oder andernfalls Ausgrenzung zur Folge hatten und die sich bruchlos in die Ideologie des Nationalsozialismus einfügten. Henning Ahrens' Roman hätte es durchaus verdient, mit dem Deutschen Buchpreis ausgezeichnet zu werden.

Ein weiteres Beispiel für die in der Gegenwartsliteratur zu beobachtende Tendenz, Romane auf dem Land spielen zu lassen, ist Angelika Klüssendorfs *Vierunddreißigster September*.⁴ Hilde und Walter sind seit mehr als 40 Jahren verheiratet und leben in einem Dorf im Osten Deutschlands. Walter war während seiner aktiven Berufstätigkeit Brigadeleiter in der Forstwirtschaft, seine Frau Arzthelferin beim einzigen dort niedergelassenen Arzt; in ihrer Freizeit beschäftigte sie sich eingehend mit Literatur und begann selber zu schreiben. Ihr Ehealltag ist, seit der Wende in zunehmendem Maße, von der Feindseligkeit

und Aggressivität ihres Mannes geprägt, so dass sich Hilde fragt, ob sie ihren Mann überhaupt jemals geliebt habe. Ein inoperabler Hirntumor sorgt dann für eine grundlegende Wesensänderung bei Walter: Aus dem sonst so aufbrausenden und tyrannischen Mann ist nun ein freundlicher und umgänglicher Mensch geworden, der unter zunehmender Demenz leidet.

In der Silvesternacht allerdings, dieses Moment bildet das Zentrum des ersten Romanteils, erschlägt Hilde ihren schlafenden Mann mit einem gezielten Axthieb, geht danach noch auf eine Silvesterparty und verschwindet für immer. Ob aufgestaute Rachsucht, Überdross angesichts der Lebensverhältnisse oder Mitleid für die Tat verantwortlich waren, bleibt offen und kann nicht geklärt werden, da Hilde nicht mehr aufzufinden ist. Ihr Verbrechen fügt sich ein in eine das Dorf seit der Wendezeit beherrschende Atmosphäre von Tristesse, Kälte, Gewalt und Perspektivenlosigkeit. In den sich anschließenden kleinen Kapiteln lernt der Leser 16 weitere Dorfbewohner kennen, allesamt Einsame und Verbitterte, Trinker und Resignierte, die sich entweder mit der Trostlosigkeit ihrer dörflichen Existenz abgefunden haben oder davon träumen, alles hinter sich zu lassen und irgendwo neu zu beginnen; nur den wenigsten aber gelingt ein Aufbruch.

Um das Leben in diesem namenlosen Dorf anschaulich werden zu lassen, bedient sich Angelika Klüssendorf eines besonderen Kunstgriffs: bei ihr können auch die Toten noch mitreden. Sie versammeln sich auf dem Friedhof und beobachten von dort das Geschehen im Dorf. So versucht Walter Genaueres über sein früheres

Leben und seinen Tod herauszufinden, und der „schöne Karl“ verfolgt auch noch als Toter das Handeln seiner ehemaligen Geliebten mit rasender Eifersucht. Kapitel, in denen aus der Perspektive der Lebenden erzählt wird, wechseln mit solchen, in denen die Toten die Wortführer sind, so dass sich für den Leser ein eindrucksvolles Gesamtbild von diesem trostlosen Dorfleben ergibt. Kennzeichnenderweise fällt dann auch unter den Toten der Satz: „Nun weiß ich endlich, was die Hölle ist – in dem Dorf, das man verlassen wollte, begraben zu sein.“⁵

Drei den Leser durchaus fesselnde Romane, die das Leben auf dem Land mit jeweils unterschiedlicher thematischer und politischer Akzentuierung, atmosphärisch dicht und auf sprachlich überzeugendem Niveau zur Darstellung bringen – mit Idylle und Landlust hat das alles weniger zu tun, eher können diese Texte als Beiträge zur Diskussion gesellschaftlicher Probleme unserer Gegenwart gelten.

- 1 *Aus Juli Zehs umfangreichem Werk spielen die beiden Romane Unterleuten (2016) und Über Menschen (2021) in abgelegenen Dörfern in Brandenburg. Von Dörte Hansen liegen ebenfalls zwei Dorfromane vor: Altes Land (2015) und Mittagsstunde (2018).*
- 2 *Judith Hermann: Daheim. Frankfurt am Main: S. Fischer 2021.*
- 3 *Henning Ahrens: Mitgift. Stuttgart: Klett-Cotta 2021.*
- 4 *Angelika Klüssendorf: Vierunddreißigster September. München: Piper 2021.*
- 5 *Klüssendorf: September. S. 202.*

Gedenken in Niederschönhausen

JUTTA MACH,
FREUNDESKREIS DER CHRONIK
PANKOW E.V.

Eigentlich ist es eine feste Größe, den Todestag Hans Falladas im Brose-Haus mit einer Lesung oder einem Vortrag zu begehen. Da aber wegen der Corona-Maßnahmen keine Veranstaltungen in unserem kleinen Vereinshaus möglich sind, waren wir froh über die Einladung der Hans-Fallada-Gesellschaft, am 5. Februar in Pankow an den Schriftsteller zu erinnern. Schließlich war der 75. Todestag doch ein besonderes Datum. Wie bekannt, gab es eine Führung durchs „Städtchen“ zu Falladas Wohnhaus und anschließend eine Feierstunde in Schloss Schönhausen. In unserem Mitteilungsblatt werden wir davon berichten.

Natürlich wurde auch aus dem neuen Buch von Michael Töteberg, *Falladas letzte Liebe*, gelesen. Es handelt sich um eine dokumentarische Erzählung, die uns mitnimmt in die letzten Lebensmonate Falladas hier unmittelbar vor Ort.

In den vergangenen Jahren haben die Heimatforscher so manches Spannende dazu herausbekommen und dokumentiert. Der Architekt Georg Hell hat das Haus im Eisenmengerweg 19 gebaut, in der Marthastr. 10 wohnte einst die bekannte Gewerkschafterin Emma Ihrer mit ihrem Lebensgefährten Carl Legien, als aus der Villa ein katholisches Altersheim wurde, betreute Dr. Kupke die Bewohner, und immerhin gelang es, am Sterbeort an der Schule in der Blankenburger Straße eine weitere Gedenktafel zu installieren. Durch Herrn Töteberg habe ich nun gehört, dass Fallada mit seinen Kindern sogar unser Kino „Blauer Stern“ besucht hat. Beim Lesen dieses ungemein lebendigen Buches ergreifen den Leser die unterschiedlichsten Gefühle. Wie war es dem Schriftsteller möglich, unter diesen Bedingungen Weltliteratur zu schreiben? Aber auch tiefes Mitgefühl mit den Kindern, die so manche schreckliche Szene miterleben mussten.

Michael Töteberg war außerdem am 11. Februar 2022 ins Max-

Lingner-Haus in Niederschönhausen eingeladen. Die ehemalige Wohn- und Wirkungsstätte des Malers Max Lingner wird von der gleichnamigen Stiftung und der Rosa-Luxemburg-Stiftung unterhalten. Der Autor las aus seinem Buch und berichtete aus der Arbeit an diesem Werk, anschließend gab es ein Gespräch mit Herrn Dr. Thomas Flierl, dem Vorstandsvorsitzenden der Max-Lingner-Stiftung. Corona-geschuldet gab es nur wenige Gäste, aber dank einer Liveschaltung konnte man alles bei Youtube verfolgen (auf den Seiten der Max-Lingner-Stiftung im Archiv zu finden).

In der anschließenden Diskussion meldete sich eine Dame und stellte sich als eine Tochter von Dr. Julius Bell vor. Das war natürlich eine große Überraschung. Der Doktor, in Pankow sehr bekannt, hatte damals seine Praxis in der Breiten Straße 24 gerade eröffnet. Sie war genau gegenüber dem Rathaus. Die Dame berichtete, dass sie sieben Kinder zu Hause waren. Herr Töteberg war sehr erfreut über diese Zeitzeugin, und ich nehme doch an, sie haben Kontaktdaten ausgetauscht.

Ich selbst habe als Kind Dr. Johannes Kupke kennengelernt, er war der Hausarzt meiner Großeltern, aber mir war nicht bewusst, welche bedeutende Persönlichkeit er war.

Es war jedenfalls ein sehr anregender Abend und ich hoffe, so eine Lesung kann auch im Brose-Haus stattfinden.

Ergänzend möchte ich noch von zwei Ereignissen berichten, die mich beschäftigt haben. In der Wochenendausgabe der *Berliner*



Gedenktafel für Hans Fallada am Sterbeort Foto: privat



Buchautor Michael Töteberg während seiner Lesung Foto: privat

Zeitung vom 12./13. Februar 2022 war in einer Anzeige zu lesen, dass der Bildhauer Michael Klein im Alter von 78 Jahren plötzlich verstorben ist. Michael Klein war ein äußerst produktiver Künstler, von dem viele Plastiken in Berlin zu finden sind. Erinnert sei an das Denkmal von Bettina und Achim von Arnim auf dem Arnimplatz, die „Debütantin“ auf dem Fröbelplatz, den Schauspieler Devrient auf dem Gendarmenmarkt und die Nike in Französisch Buchholz. Aber wie Sie bestimmt wissen, hat er, der in Neuenhagen wohnte, die wunderbare

Figur von Fallada auf dem dortigen Rathausplatz geschaffen und das Relief am Wohnhaus. Vor einigen Jahren konnte ich diese betrachten und mich natürlich neben den Schriftsteller setzen, die Freude war groß. Umso trauriger war ich über diese Nachricht. Inzwischen habe ich erfahren, dass Michael Klein auch Mitglied der Fallada-Gesellschaft war, welch ein Verlust.

Die nächste Nachricht war dann freudiger Natur. Im Rahmen der Berlinale gab es am 16. Februar 2022 die 9. Heiner-Carow-Preisverleihung, und aus diesem Anlass

wurde der Film von Roland Gräf *Fallada – letztes Kapitel* gezeigt. Nachdem er nun endlich auf DVD vorliegt, war es bestimmt besonders beeindruckend, den Streifen auf großer Leinwand zu sehen. Ich kann mich noch gut erinnern, wie verstört wir 1988 den Kinosaal des Pankower „Tivoli“ verließen. So kannten wir Fallada bis dahin nicht.

Ich denke, der 75. Todestag des Schriftstellers Hans Fallada hat uns genügend Denkanstöße gegeben. Und dazu sind Gedenktage wohl auch da.

Hans Fallada erhält einen weiteren Gedenkort in Neuenhagen

STEFANIE REICH

Die Gemeinde Neuenhagen am Berliner Stadtrand geht seit vielen Jahren bewusst mit der Ehrung ihres berühmten einstigen Einwohners um: Mehrere Kunstwerke und namentlich benannte Einrichtungen weisen darauf hin. Im Sommer 2021 fügte sich ein weiterer bedeutender Teil in diese Sammlung ein. Auf dieses Ereignis wurde durch die Mitarbeiter der Gemeinde und der Anna-Ditzen-Bibliothek emsig hingearbeitet, denn anlässlich des 128. Geburtstags Falladas sollte das ehemalige Wohnhaus der Familie als literarische Gedenkstätte seine Tür öffnen. Seit 2019 war man mit der Konzeption zur Gestaltung eines „Gedenkortes“ beschäftigt, der gemeinsam mit dem Büro „Ecke-Design“ aus Berlin umgesetzt wurde.

Am 21. Juli nun führte ein literarischer Spaziergang mit Thomas

Mees und Judith Wende vom Theatron mit Fallada-Plastik (Michael Klein 1944–2022) am historischen Rathausbau vorbei Richtung Neuenhagen-Dorf und endete im Falladaring vor dem Haus Nr. 10, vor dem sich bereits viele Wartende versammelt hatten. Punkt 16 Uhr begrüßten Jutta Skotnicki und Stefanie Reich die Anwesenden, bevor sich die Haustür öffnete und der „Hausherr“ heraustrat: Schau-

spieler und Fallada-Darsteller Jörg Gudzuhn improvisierte eine kleine Lesung im Stehen und schilderte die Erinnerungen aus *Heute bei uns zu Haus*. Unter großem Applaus lud er anschließend die neugierigen Besucher hinein. Und viele weitere folgten an diesem Tage.

Auf rund 54 Quadratmetern Wohnfläche ist in vier Wohnräumen eine interessante Exposition zu besuchen, die die Lebensum-



stände der kleinen Familie von 1930 bis 1932 erahnen lässt und die schriftstellerische Tätigkeit Falladas beleuchtet. Materialien und Fotografien aus dem Hans-Fallada-Archiv Carwitz und Leihgaben der Hans-Fallada-Gesellschaft fanden hier Verwendung. Zusätzlich ergänzen Fotografien aus dem Neuenhagen der dreißiger Jahre die einzige Fallada-Gedenkstätte im Land Brandenburg.

In den vergangenen Monaten konnte bereits zu verschiedenen Veranstaltungen eingeladen werden: Der bundesweite „Tag des offenen Denkmals“ wurde in der architektonisch bedeutsamen Siedlung mit einer Nachmittagslesung aus Falladas *Geschichte vom getreuen Igel* und einer Lesung mit Schauspieler Jan Damitz im Sammelkassen-Café organisiert, und

anlässlich des 75. Todestages von Hans Fallada wurde zu einem Tag der offenen Tür eingeladen, u. a. mit der Filmvorführung des Dokudramas *Im Rausch des Schreibens*. Auch zahlreiche private Besucher kamen in den vergangenen Monaten zur individuellen Besichtigungstour. Ob im ganz kleinen Rahmen, einem Familienausflug oder einer Exkursion – dieses Kleinod bietet einen weiteren interessanten Anlaufpunkt in Neuenhagen.

Inzwischen hat die Gemeinde einen Flyer erarbeitet, der vorzeigbar die Gestaltung des Hauses beschreibt und mit allen wichtigen Details für die Besichtigung wirbt. Interessierte können einen Besuchstermin bei der Verwaltung oder der Anna-Ditzen-Bibliothek Neuenhagen vereinbaren.



© Gemeinde Neuenhagen

In Erinnerung an Hans Fallada anlässlich seines 75. Todestages

Michael Töteberg stellt sein neues Buch in Neuenhagen vor

THOMAS MEES

Auch in der Fallada-Gemeinde Neuenhagen wurde im Februar Falladas gedacht. Zu Gast in der Anna-Ditzen-Bibliothek in diesem Jahr Michael Töteberg, Herausgeber und profunder Fallada-Kenner mit seinem erst im November erschienenen Buch *Falladas letzte Liebe*.

Töteberg hat engen Bezug zur Person Fallada: Auch er war lange Zeit Angestellter des Rowohlt Verlages und ist zudem nun der Vorsitzende der Hans-Fallada-Gesellschaft. In dieser Funktion wird er dem Publikum vorgestellt und übernimmt gern die Einführung. Anschließend liest er den erwartungsvollen Gästen einige Passagen vor, die vor allem die Zerrissenheit des Autors in den Umbruchzeiten, seine Überforde-

rung als zeitweiliger Bürgermeister von Feldberg und die damit verbundene Kompensierung mit Alkohol und Morphinum betreffen. Auch die Verbindung mit seiner zweiten Ehefrau Ulla Losch konnte ihm keine Stütze sein, da diese selbst hoffnungslos süchtig war. Eine schicksalhafte Beziehung, die in vielen Szenen deutlich geschildert wird! Schmerzlich ist zu hören, wie sich Fallada zwischen der Sehnsucht nach seiner Familie in Carwitz, den Anforderungen des neu erwachenden Kulturbetriebs im kaputten Nachkriegsberlin und der Leichtsinnigkeit Loschs aufreibt. Eine Gewissheit hielt ihn, so Michael Töteberg, noch – die unvergleichliche Kraft der Literatur. Ein vorgegebener Stoff, so gar nicht nach dem Geschmack Falladas, mobilisiert dennoch seine letzten Kräfte. Und diese Heraus-

forderung wird wieder eine große Anstrengung!

Im Januar 2022 schrieb das *Hamburger Abendblatt*: „Michael Töteberg hat einen berührenden Roman über den 1947 gestorbenen Autor geschrieben.“

Im Anschluss an die Lesung gab es noch eine Gesprächsrunde, und Michael Töteberg signierte Bücher.

Der Verfasser dieser Zeilen, gleichzeitig hauptsächlich für die Reparatur an Bibliotheksbüchern zuständig, aber auch für die Einarbeitung neuer Bücher, staunte nicht schlecht, als zwei Tage später ein großer Bild-Textband auf seinem Tisch landete.

Babylon Berlin – Herausgeber: Michael Töteberg!

Alle Achtung, dieses Meisterwerk wird sicher großen Anklang bei der Neuenhagener Leserschaft finden.



Foto: privat

Durchatmen in Posterstein

Fallada-Stube erinnert an die Lehrzeit des Schriftstellers im Ort. Zwei Jahre zuvor hatte er bei einem Suizidversuch einen Freund getötet

ULRIKE MERKEL

Posterstein. „Hans Fallada war der berühmteste Einwohner von Posterstein“, sagt Bürgermeister Stefan Jakubek. Nach seiner ersten persönlichen Katastrophe in Rudolstadt verbrachte der große deutsche Erzähler von 1913 bis 1915 in Posterstein zwei gute Jugendjahre.

1911 hatte Hans Fallada bei einem Doppelsuizidversuch seinen besten Freund auf dem Uhufelsen nahe Rudolstadt erschossen. Der Mordanklage war er nur knapp entgangen, weil ihn der Leiter der Jenaer Psychiatrie, Otto Binswanger, für unzurechnungsfähig erklärt hatte. Nach anderthalbjährigem Aufenthalt in der Nervenheilanstalt in Tannenfeld östlich von Gera begann Fallada im Sommer 1913 im benachbarten Posterstein eine Ausbildung zum Landwirt. Die folgenden zwei Jahre waren sicherlich hart, boten dem Anfang-20-Jährigen aber auch Orientierung.

Fallada-Stube am authentischen Ort im Herrenhaus

Obwohl Posterstein das weitere Leben des Schriftstellers durchaus prägte, spielte dieser Bezug bislang im Ort keine große Rolle. Dabei wäre Fallada ohne die Erfahrungen auf dem Gut und ohne die Nähe zu den örtlichen Melkern, Landarbeitern, Waldbauern und Dienstboten möglicherweise nie Schriftsteller geworden.

Bürgermeister Jakubek möchte dem Autor endlich mehr Anerkennung zuteilwerden lassen. Dazu

Posterstein. „Hans Fallada war der berühmteste Einwohner von Posterstein“, sagt Bürgermeister Stefan Jakubek. Nach seiner ersten persönlichen Katastrophe in Rudolstadt verbrachte der große deutsche Erzähler von 1913 bis 1915 in Posterstein zwei gute Jugendjahre. 1911 hatte Hans Fallada bei einem Doppelsuizidversuch seinen besten Freund auf dem Uhufelsen nahe Rudolstadt erschossen. Der Mordanklage war er nur knapp entgangen, weil ihn der Leiter der Jenaer Psychiatrie, Otto Binswanger, für unzurechnungsfähig erklärt hatte. Nach anderthalbjährigem Aufenthalt in der Nervenheilanstalt in Tannenfeld östlich von Gera begann Fallada im Sommer 1913 im benachbarten Posterstein eine Ausbildung zum Landwirt. Die folgenden zwei Jahre waren sicherlich hart, boten dem Anfang-20-Jährigen aber auch Orientierung.

Fallada-Stube am authentischen Ort im Herrenhaus
Obwohl Posterstein das weitere Leben des Schriftstellers durchaus prägte, spielte dieser Bezug bislang im Ort keine große Rolle. Dabei wäre Fallada ohne die Erfahrungen auf dem Gut und ohne die Nähe zu den örtlichen Melkern, Landarbeitern, Waldbauern und Dienstboten möglicherweise nie Schriftsteller geworden.

Bürgermeister Jakubek möchte dem Autor endlich mehr Anerkennung zuteilwerden lassen. Dazu wurde am authentischen Ort, im sanierten Herrenhaus des einstigen Postersteiner Rittergutes, eine Fallada-Stube eingerichtet. Sie ist Teil des noch jungen Cafés „Zur eisernen Bank“. In der Stube können Gäste in Werken des Literaten schmökern und diese auch erwerben. Auch eine kleine Bibliothek hat dort Platz gefunden. Zudem ist eine Lesereihe über den Schriftsteller ist geplant. Den Auftakt macht am 26. März Marlies Geidner-Girod mit der Lesung „Hans Fallada – Ein Leben im Rausch“.

In Rudolstadt sollte Hans Fallada, Problemkind eines Leipziger Reichsgerichtsrates, ab 1911 eigentlich das Abitur machen. Doch statt-

wurde am authentischen Ort, im sanierten Herrenhaus des einstigen Postersteiner Rittergutes, eine Fallada-Stube eingerichtet. Sie ist Teil des noch jungen Cafés „Zur eisernen Bank“. In der Stube können Gäste in Werken des Literaten schmökern und diese auch erwerben. Auch eine kleine Bibliothek hat dort Platz gefunden. Zudem ist eine Lesereihe über den Schriftsteller ist geplant. Den Auftakt macht

denen verabredete sich der labile Jugendliche im Oktober mit seinem Suizid, den sie als Duell tarnten. Nach seiner Begutachtung in Jena wird Fallada im Februar 1912 nach Tannenfeld verlegt. Dort hat der Arzt Paul Friedrich Arthur Tecklenburg im Barockschloss eine „Heilanstalt für Nervenkranken“ eingerichtet. Seiner Zeit voraus setzt sich Tecklenburg bereits für einen humanen Umgang mit psychisch Kranken ein. Auf dem Klinikgelände gibt eine Bühne und einen großen Park, in dem Fallada gärtnerisch mithilft.

Kirchenbesuch gräbt sich als prägendes Ereignis bei Fallada ein
Als prägendes Ereignis gräbt sich ein Kirchenbesuch in Falladas Gedächtnis ein: Zum Erntedankgottesdienst wird ihm das Abendmahl verweigert. Der Vertretungspfarrer stellt ihn obendrein vor Gemeinde, Mitarbeitern und seinem Dienstherrn bloß, giftet: „Entferne dich! Du bist nicht würdig, die Speise des Herrn zu empfangen, an deinen Händen klebt Blut!“

Trotz alledem gelingt es Fallada, sich in die Gutsgemeinschaft gut zu

integrieren. Laut Biograf André Uzulis war er „bald als Verfasser fröhlicher Gedichte beliebt“. Und auch mit den Töchtern des örtlichen Gastwirts Simon freundet er sich an. Im August 1915 beendet Fallada erfolgreich seine Lehre und verlässt Posterstein. 1919 kehrt er für eine Entziehungskur nach Tannenfeld zurück. In den 30er-Jahren besucht er auf einer Reise noch einmal Posterstein. Da ist er längst der weltbekannte Schriftsteller. Beständigkeit wird dennoch nicht in seinem Leben anerkennen. Bis zu seinem Tod vor 75 Jahren schwankt Fallada zwischen bürgerlichem Leben als zweifacher Vater, literarischem Erfolg und Gefängnisaufenthalt.

Lesung: Samstag, 26. März, 17.30 Uhr, im Lesecafé im Herrenhaus, direkt neben Burg Posterstein

Durchatmen in Posterstein

Fallada-Stube erinnert an die Lehrzeit des Schriftstellers im Ort. Zwei Jahre zuvor hatte er bei einem Suizidversuch einen Freund getötet

Von Ulrike Merkel



Die Fallada-Stube ist Teil des Cafés „Zur eisernen Bank“ im Herrenhaus Posterstein.

FOTO: ULRIKE MERKEL

achtung in Jena wird Fallada im Februar 1912 nach Tannenfeld verlegt. Dort hat der Arzt Paul Friedrich Arthur Tecklenburg im Barockschloss eine „Heilanstalt für Nervenranke“ eingerichtet. Seiner Zeit voraus, setzt sich Tecklenburg bereits für einen humanen Umgang mit psychisch Kranken ein. Auf dem Klinikgelände gibt es Liegehallen, eine Bibliothek, eine Bühne und einen großen Park, in dem Fallada gärtnerisch mithilft. Ihm zur Seite steht dort Tante Ada, eine weltgewandte, weit gereiste Frau, die ihn unterrichtet und sein literarisches Talent fördert. Sie bewohnt ein eigenes Zimmer.

Im Sommer 1913 beschließen Falladas Vater und Arzt Tecklenburg, dass der 20-jährige Patient im nahe gelegenen Rittergut Schloss Posterstein zum Landwirt ausgebildet werden soll. Und so avanciert Fal-

lada zur rechten Hand des Gutswalters. Nach harter Arbeit am Tag paukt er abends noch mit dem Verwalter Theorie.

Kirchenbesuch gräbt sich als prägendes Ereignis bei Fallada ein

Als prägendes Ereignis gräbt sich ein Kirchenbesuch in Falladas Gedächtnis ein: Zum Erntedankgottesdienst wird ihm das Abendmahl verweigert. Der Vertretungspfarrer stellt ihn obendrein vor Gemeinde, Mitarbeitern und seinem Dienstherrn bloß, giftet: „Entferne dich! Du bist nicht würdig, die Speise des Herrn zu empfangen, an deinen Händen klebt Blut!“

Trotz alledem gelingt es Fallada, sich in die Gutsgemeinschaft gut zu integrieren. Laut Biograf André Uzulis war er „bald als Verfasser fröhlicher Gedichte beliebt“. Und

auch mit den Töchtern des örtlichen Gastwirts Simon freundet er sich an. Im August 1915 beendet Fallada erfolgreich seine Lehre und verlässt Posterstein. 1919 kehrt er für eine Entziehungskur nach Tannenfeld zurück. In den 30er-Jahren besucht er auf einer Reise noch einmal Posterstein. Da ist er längst der weltbekannte Schriftsteller. Beständigkeit wird dennoch nicht in sein Leben einkehren. Bis zu seinem Tod vor 75 Jahren schwankt Fallada zwischen Alkohol- und Morphinsucht, zwischen bürgerlichem Leben als dreifacher Vater, literarischem Erfolg und Gefängnisaufenthalt.

Nachdruck aus der
Thüringer Allgemeine
Wir danken für die
freundliche Genehmigung.

Die Landesanstalt Neustrelitz-Strelitz

Für kurze Zeit ein „Fallada-Ort“

REINHARD SIMON

Nachdem Fallada am 28. August 1944 im Zustand des alkoholischen Vollrausches auf seine geschiedene Frau geschossen hatte und durch unglückliche Umstände in die Mühlen der Behörden geriet (nachzulesen in diversen Fallada-Biografien), wurde er am 4. September 1944 um 17.30 Uhr vom Amtsgerichtsgefängnis in der Töpferstraße, wo er seit dem 29. August 1944 untergebracht war, in die Heil- und Pflegeanstalt der Abt. III in Strelitz gebracht.

Zur Geschichte der Anstalt

Im Jahre 1805 ließ der damals regierende Herzog Carl von Mecklenburg-Strelitz auf dem ehemaligen Gelände des 1712 abgebrannten Residenzschlosses ein sogenanntes „Landarbeits- auch Zucht- und Irrenhaus“ errichten, in dem neben Straftätern auch psychisch kranke Menschen untergebracht waren. Erst 1902, nach dem Bau der Mecklenburg-Strelitzschen „Landesirrenanstalt Domjüch“, kamen diese Insassen in eine eigene Anstalt, wo sie eine wesentlich bessere und würdigere Behandlung ihrer Krankheit erfuhren. Das Gefängnis in Strelitz wurde ab diesem Zeitpunkt weiter

als Landarbeits- und Landarmenhaus, Zuchthaus und Gefängnis genutzt.

Über 30 Jahre später ergab sich aufgrund neuer und schärferer Strafgesetze im nationalsozialistischen Staat die Notwendigkeit, sogenannte „geistesranke Rechtsbrecher“, die von einem Gericht zur Sicherungsverwahrung in einer geschlossenen Psychiatrie verurteilt wurden, in ausbruchssicheren Anstalten unterzubringen. Vorgesehen waren dazu in Mecklenburg die drei vorhandenen Heil- und Pflegeanstalten in Neustrelitz, Schwerin und Rostock. Doch diese Anstalten weigerten sich, die Patienten aufzunehmen. Sie begründeten es



Ansicht des alten Hafthauses um 1900
Foto: gemeinfrei



Das alte Hafthaus in seinem heutigen Zustand
Foto: Christine Kieckhäfer

damit, dass sie keine sogenannten „festen Häuser“, also abgeschottete und ausbruchsichere Gebäude, auf ihrem Gelände hätten.

Daher musste im Land nach anderen Möglichkeiten gesucht werden. In dieser Situation kam das Landesgefängnis Neustrelitz-Strelitz ins Spiel. Da gegen Ende der 30er-Jahre dort ein ganzes Haus leer stand, beschloss man im Sommer 1939, das sogenannte „Große Hafthaus“ als Unterbringungs-ort für „kriminelle Geistesranke“ umzubauen. Drei Jahre später erweiterte man die als „Abteilung III der Landesanstalt Neustrelitz-Strelitz“ bezeichnete Einrichtung mit einer Station für „asoziale Lungenranke“.

Der bekannteste Insasse der Abteilung III

Rudolf Ditzen, besser bekannt unter seinem Künstlernamen Hans

Fallada, war im Jahr 1944 der Häftling Nr. 137. Der Hintergrund seiner Einweisung in die Strelitzer Anstalt wurde in allen Biografien mehr oder weniger umfassend geschildert und soll deshalb hier nicht beleuchtet werden. Vielmehr sollen zum Ersten anhand der erhalten gebliebenen Verfahrensakten in der Strafsache Fallada die übliche juristische Verfahrensweise bei der Einweisung von Personen in die Abteilung III der Landesanstalt erörtert und zum Zweiten die Schilderungen des Anstaltslebens, die Fallada in seinem Roman *Der Trinker* beschreibt, mit der Wirklichkeit verglichen werden.

Der Vorwurf der Staatsanwaltschaft lautete auf „Androhung und Versuch eines Totschlags“, begründet damit, „dass Fallada seiner Frau wiederholt zugerufen hätte, er würde sie erschießen und er habe auch einen Schuss aus einem Terzerol abgegeben“.¹ Zugunsten Falladas sprach, dass er den Schuss nicht in Richtung seiner geschiedenen Frau abgegeben habe. Sein Anwalt Dr. Stech legte zwar am 6. September gegen die Einweisung Falladas in die Abteilung III Widerspruch ein, der aber in einem Beschluss vom 8. September abgewiesen wurde.² Im Beschluss des Landgerichts Neustrelitz heißt es dazu als Begründung: „Es besteht die Befürchtung, dass der Beschuldigte Gewalttätigkeiten begehen wird, wenn er auf freiem Fuß belassen wird, und es ist damit zu rechnen, dass seine Unterbringung in einer Heil- und Pflegeanstalt angeordnet werden wird.“ Für den Staatsanwalt und den Richter im Landgericht stehen mehrere Straftatbestände im Raum. Am Anfang verdächtigte man ihn einer Straftat nach § 224 Strafgesetzbuch (StGB), worauf eine Zuchthausstrafe bis zu fünf

Jahren oder Gefängnis nicht unter einem Jahr verhängt werden konnte. Da Fallada seine Tat unter Alkoholeinfluss begangen hatte – im Beschluss des Landgerichts wird erwähnt, dass er zwischen dem 26. und 28. August 1944 zwei Flaschen Mosel- und zehn Flaschen Rotwein (!) getrunken hätte – war auch zu prüfen, ob hier der Straftatbestand des § 51 StGB zur Anwendung käme. Dieser träfe zu, „wenn der Täter zur Zeit der Begehung der Handlung sich in einem Zustande von Bewusstlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistesthätigkeit befand, durch welchen seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war.“³

Beide Straftatbestände hätten für Fallada verheerende Folgen gehabt. Als „normaler“ Straftäter, verurteilt nach § 224 StGB, hätte er einige Jahre in einem Zuchthaus, Gefängnis oder schlimmstenfalls in einem Konzentrationslager verbringen müssen. Gälte er als unzurechnungsfähig, gar als geisteskrank, würde er auf unbestimmte Zeit in eine „normale“ Heil- und Pflegeanstalt eingewiesen werden. Bei letzterer Option wäre er mit hoher Wahrscheinlichkeit in der Heil- und Pflegeanstalt Sachsenberg bei Schwerin untergebracht worden, die in Fachkreisen bereits wegen ihrer hohen Patientensterblichkeit bekannt war.

Das weitere Schicksal Falladas lag im September 1944 in den Händen des Anstaltsarztes Dr. Hecker, der vom Neustrelitzer Gericht am 9. September damit beauftragt wurde, über Fallada ein Gutachten zu erstellen, welches als Grundlage für eine endgültige gerichtliche Entscheidung herangezogen werden sollte. Hecker ließ sich Zeit mit diesem Gutachten. Er wollte Fallada eingehend untersuchen und beobachten. Vermutlich war die-

ser dazu mindestens einmal persönlich bei Dr. Hecker, der in der Heilanstalt Domjüch wohnte. Der ehemalige Pfleger Paul Hoffmann, der bis Kriegende auf der Domjüch arbeitete, erinnerte sich laut Aussagen seines Sohnes daran, den Schriftsteller Hans Fallada einmal dort gesehen zu haben.⁴ Hecker sorgte dafür, dass Fallada schon zwei Tage nach der Einlieferung in die Strelitzer Anstalt die Erlaubnis bekam, in seiner Zelle zu schreiben. Er konnte das Gericht davon überzeugen, dass das Schreiben für Fallada eine besondere Art der Therapie darstelle.

Am 5. November 1944 war das Gutachten endlich fertig. Hecker stellte in seinem Gutachten überzeugend dar, dass Alkohol- und Schlafmittelmisbrauch, nicht aber eine „krankhafte Störung der Geistestätigkeit“ Ursache der Tat gewesen sei. Fallada sei zum Zeitpunkt der Tat vermindert schuldig gewesen. Die rettende Sätze Heckers lauteten: „Von der Unterbringung in einer Heil- und Pflegeanstalt kann m.E. abgesehen werden. Die Phase, die bei ihm im Vorjahre bestand, ist abgeklungen. Mit seiner Frau wird er, wie aus deren Äußerungen zu schließen, zu einem Ausgleich gelangen, womit der wesentliche Grund für die ganzen Schwierigkeiten der letzten Zeit beseitigt sein wird. Verhaftung und Verbringung in die Anstalt haben auch eine rechte Schockwirkung auf ihn ausgeübt.“ Auch eine Einweisung in eine Trinkerheilanstalt hielt er für nicht notwendig, da „eine Sucht im eigentlichen Sinne nicht bestanden habe.“ Hecker empfahl jedoch, dass es ärztlich gesehen ratsam wäre, die Unterbringung in der Landesanstalt unter seiner Obhut bis zur Verhandlung fort dauern zu lassen, da „Ditzen im Ganzen gese-

hen doch mehr in die Hand eines Psychiaters als in eine Strafanstalt gehört, wenn man bei ihm einen Erfolg erzielen will.“ Schließlich habe er sich psychotherapeutisch bei Fallada einige Mühen gegeben und möchte diese Bemühungen gern zum erfolgreichen Abschluss bringen.⁵

Heckers Gutachten hatte schließlich einen bedeutenden Einfluss auf das gerichtliche Urteil, das am 28. November 1944 fiel. Fallada wurde unter Anrechnung der bereits verbüßten Untersuchungs-

haft zu drei Monaten und zwei Wochen Gefängnishaft verurteilt. Das Urteil wurde auf der Grundlage des § 241 StGB gefällt: „Wer einen Anderen mit der Begehung eines Verbrechens bedroht, wird mit Gefängnis bis zu sechs Monaten oder mit Geldstrafe bis zu dreihundert Mark bestraft.“⁶ Fallada blieb bis zu seiner Entlassung nach Carwitz am 13. Dezember in der Anstalt unter der Obhut von Dr. Hecker.

Wie am Beispiel Falladas deutlich wird, spielte der zuständige Anstaltsarzt bei Entscheidungen



Zellenbau in der Oberetage des Hafthauses, in dem vermutlich Fallada untergebracht war



Gemeinschaftszelle in der Oberetage des großen Hafthauses. In einer solchen könnte Fallada untergebracht worden sein (Zustand 2021)



Die karge Ausstattung der Zelle
alle Fotos: Reinhard Simon

über die Zurechnungsfähigkeit von Straftätern eine bedeutende Rolle. Leider sind andere Gutachten Heckers über Insassen in der von ihm betreuten Abteilung III nicht mehr vorhanden. Daher kann nicht beurteilt werden, wie Dr. Heckers Gutachten über andere, nicht so berühmte Insassen seiner Anstalt ausgesehen haben und welche Auswirkungen diese auf das weitere Schicksal dieser Insassen hatten. Mit der Tätigkeit Dr. Heckers in dieser Abteilung wird sich nach dem Krieg ein sowjetisches Militärgericht befassen.

Auf der Suche nach Übereinstimmungen von Roman und Wirklichkeit

Die Schilderung Falladas vom ersten Eindruck seines Romanhelden in der Anstalt beginnt im 37. Kapitel seines Romans: „... *ich sehe über die hohe, eisenspießige Mauer hinweg in das friedlich-abendliche Land mit Wiesen und langsam schon reifenden Feldern, bis fern am Horizont zum niedrigen Waldstreifen.*“⁷ Auch die breite Chaussee, die direkt an der Anstalt vorbeiführt, erwähnt er später. Tatsächlich hatte Fallada in der zweiten Etage des „festen Hauses“, in der die Abteilung für geistesranke Kriminelle untergebracht war, die Möglichkeit, „über die Mauer“ auf die unmittelbar angrenzenden, großflächigen Stendlitzwiesen und den dahinter anschließenden Wald zu schauen.

Aber an diesem schönen Ausblick kann sich sein Held nicht lange erfreuen. „*Wir treten in eine schmale lange Zelle, die Luft ist schon jetzt erstickend, stinkend. Acht Betten stehen in dem engen Raum, vier unten, vier darüber gebaut.*“ Zumindest sei das Bett, das ihm zugewiesen wird, besser als im Gefängnis, in dem er die Tage zuvor verbracht

hatte. (hier spielt er wohl auf das Gerichtsgefängnis in der Töpferstraße Neustrelitz an, in dem er vor seiner Einweisung untergebracht war, R.S.). Es gebe „richtige Matratzen, steinharte [...] es gibt auch ein Laken und eine schöne weiße Wolldecke [...] auch ein Kopfkeil ist da. Die Bettwäsche ist blau gewürfelt.“ Als Toilette diene ein Kübel an der Tür, die seine Zellengenossen in „schamloser Ungeniertheit“ benutzen. Am zweiten Tag wird der Neuinsasse Sommer eingekleidet. Er bekommt eine „braune Jacke und eine gestreifte Hose aus Tuch“. Tatsächlich war das Tragen einer besonderen Kleidung im § 3 der Hausordnung vorgeschrieben, insbesondere auch, um eine Flucht der Gefangenen schwieriger zu machen.⁸

„Ich habe zum erstenmal mein Frühstück mit meinen Leidensgefährten genommen, morgens um halb sieben“, so heißt es im Roman. Das deckt sich mit dem Tagesplan der Anstalt, der das erste Frühstück um 6:30 Uhr vorsieht. „Vom Kalfaktor habe ich mir einen Becher Zichorienbrühe geholt und der Oberpfleger hat mir drei dicke Scheiben Brot gegeben, zwei mit Margarine beschmiert, eine mit Marmelade.“ Auch hier eine Übereinstimmung: Laut Verpflegungsplan zum Frühstück waren an butterlosen Tagen Margarine oder Schmalz als Brotaufstrich vorgesehen. Marmelade, Honig oder Sirup sollte es ebenfalls zum ersten Frühstück geben. Von Aufschnitt, Speck und Käse sowie Milchsuppen und anderen nahrhaften Lebensmitteln, wie die Kostordnung von 1939 vorsah, ist allerdings in Falladas Roman nichts mehr zu lesen.⁹ „Nie bekamen wir frisches Fleisch zu essen, nur manchmal schwammen Fasern eines roten, alten Pökelfleisches im Essen oder in der Sauce.

Nie gab es Butter, nie Wurst, nie Käse. Nie einen Apfel. Und alles was es gab, war dann auch noch unzulänglich, endlos mit Wasser vermischt, schlecht zubereitet.“ Angesichts der fortgeschrittenen Kriegszeit und der damit verbundenen drastischen Essensrationierungen kann man wohl auch diese Aussage mit den damaligen tatsächlichen Verpflegungsbedingungen gleichsetzen.

Die meiste Zeit am Tage verbrachten die Insassen, sofern sie gesund waren, mit Arbeiten im Innen- und Außendienst. Falladas Romanheld Sommer wird in der Bürstenmacherei eingesetzt. Die Bürsten- und Fußmattenherstellung aus Holzfasern war tatsächlich ein wichtiges Betätigungsfeld der Insassen in speziellen Werkstätten innerhalb der Anstalt, wie aus einem Schreiben vom 11. November 1943 hervorgeht.¹⁰ Von der doch nicht unbedeutenden Landwirtschaft innerhalb und außerhalb der Anstalt erfährt man im Roman allerdings kaum etwas.

Im Kapitel 49 schreibt Fallada: „...die in der Fabrik waren, sollen Neuigkeiten berichten und erzählen umständlich, daß sie diesmal Kisten zu tragen hatten, die anderthalb Zentner wogen, gestern waren es Kisten, die nur einen Zentner zwanzig Gewicht hatten.“ Hier kann es sich um Arbeiter gehandelt haben, die in der nahe liegenden Munitionsfabrik MUNA Fürstensee mit dem Beladen von Munitionskisten beschäftigt waren.

Arbeitsunfälle waren nicht selten. „In der Hauptsache sind es Arm- und Beinbrüche, in der Arbeit erworbene Schäden, entweder taugt die Unfallverhütung in der Fabrik nichts, oder diese geisteschwachen Arbeiter sind besonders ungeschickt.“ Aufzeichnungen über

die Arbeit von Hilfskräften oder Häftlingen in der MUNA Fürstensee, die ohne große Arbeitsschutzmaßnahmen schwere Tätigkeiten verrichten mussten, bei denen Unfälle vorauszusehen waren, bestätigen Falladas Text.

Ebenso vermitteln seine Beschreibungen von der ärztlichen Betreuung einen umfassenden Einblick in die tatsächliche medizinische Situation der Anstalt. Neben den eigentlichen (psychischen) Erkrankungen, die die Insassen überhaupt erst in diese Anstalt brachten, waren ganz alltägliche, den Haftbedingungen entsprechende Erkrankungen zu behandeln. „Jeder zweite Mann von uns, war mit Schweinsbeulen bedeckt, hatte eine Furunkulose [...], der Körper besaß eben nicht die geringste Widerstandskraft, jedem Krankheitskeim erlag er sofort [...]. Ich bin überzeugt, eine etwas vernünftiger Ernährung mit frischem Gemüse und Obst hätte die Ursachen dieser als ganz selbstverständlich angesehenen Pest eher beseitigt, als das ewige Herumdoktern an den Folgen. Aber daran dachte niemand.“ Als Folge der mangelnden Hygiene und unzureichenden Ernährung wurde auch die Tuberkulose zu einem wachsenden Problem in der Anstalt. Zum Zeitpunkt des Aufenthalts von Fallada gab es bereits die Abteilung für Tuberkulosekranke, die er auch in seinem Roman kurz beschreibt: „Ich habe noch nicht erwähnt, dass wir im untersten Stock des Anbaus immer fünf oder sieben Tuberkulose zu liegen haben. Sie bekommen ein etwas besseres und reichlicheres Essen und brauchen nicht mehr zu arbeiten, bis sie sterben.“ Fallada meint hier aber vermutlich die im neuerrichteten Anbau an das große Hafthaus untergebrachten tuberkulosekranken Geisteskran-

ken, denn in der 1. Etage des Hafthauses waren zu diesem Zeitpunkt mindestens 25 Tuberkulosekranke untergebracht.¹¹ Möglich ist, dass im Anbau eine separate Tbc-Station für die geisteskranken Insassen existiert hat.

Zum Schluss soll noch einmal auf die Mitinsassen eingegangen werden, mit denen der Romanheld Sommer in seiner Anstaltszeit zusammengekommen ist. Zwar schreibt er, „dass er es hier mit Mördern, Dieben, Sittlichkeitsverbrechern, Urkundenfälschern und religiöse[n] Wahnsinnige[n] ...“ zu tun hätte, aber er erwähnt auch deren Krankheiten. Sein Mitgefangener Hielscher behauptet zum Beispiel von sich, dass er ein Sittlichkeitsverbrecher sei und vom Anstaltsarzt als Diagnose „angeborenen Schwachsinn“ attestiert bekommen habe. Ein anderer wiederum war seit seiner Kindheit in Fürsorgeerziehung, im Jugendgefängnis und sitzt jetzt wohl lebenslang in dieser Anstalt. Insbesondere wird die Krankheit Schizophrenie im Roman oft erwähnt. So gebe es einen „armen Sachsen“, „der ruhelos umherläuft, plötzlich stehen bleibt und gegen Himmel, Mauern und Gitter droht, einen unsichtbaren Feind sieht und ihn in unflätigster Weise beschimpft.“ Oder der drahtige Kranke mit dem scharf geschnittenen Gesicht und einer Adlernase, der unter Wahnvorstellungen leidet. Außerdem seien auch Epileptiker, Homosexuelle und natürlich Alkoholiker unter den Mitinsassen. So lassen sich aus Falladas Roman viele Hinweise auf tatsächliche Begebenheiten und Zustände in der damaligen Abteilung III Heil- und Pflegeanstalt Neustrelitz-Strelitz ableiten. Aber natürlich war Fallada, auch wenn er genau beobachtete und aus der Wirklichkeit schöpfte, vor

allem Schriftsteller. Insofern muss man die von mir versuchten Parallelen zu tatsächlichen Geschehnissen mit Vorsicht betrachten. Mit Gewissheit kann aber gesagt werden, dass aus allem, was man über Falladas Zeit in der Anstalt erfahren kann, eines fest steht: Er war alles andere als ein „geisteskranker Rechtsbrecher“, wie vielleicht seine anderen Mitinsassen.

Als Hans Fallada am 13. Dezember 1944 auf Anweisung der Neustrelitzer Staatsanwaltschaft die Anstalt verlassen durfte, gehörte er zu den wenigen Insassen der Abteilung III, die vor Kriegsende als „geheilt“ entlassen wurden. Wirklich „geheilt“ war er nicht, wie wir wissen. Es dauerte nicht lange, bis er sich wieder dem Alkohol und den Drogen hingab.

1 Witzke, Christiane: *Domjuch Eine Landesirren-Heil- und Pflegeanstalt in Mecklenburg*. Edition federchen Friedland, 2012, S. 94-103.

2 LHA Z 48/63 Rudolf Ditzen-Prozessakte d. Amtsgerichts/Oberstaatsanwalt Ntz. 1944.

3 *Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich*, Deutsches Reichsgesetzblatt Band 1871, Nr. 24, S. 127-205 in der Fassung vom 15. Mai 1871.

4 Mündlich Helmut Hoffmann, Mai 2020.

5 LHA Z 48/63 Rudolf Ditzen-Prozessakte d. Amtsgerichts/Oberstaatsanwalt Ntz. 1944.

6 *Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich*, 21. Auflage, Berlin 1903.

7 Diese und die folgenden Textstellen aus dem Roman vgl.: *Der Trinker (Erstausgabe)*. Hamburg 1950.

8 LHA 5.12-3/27 Landesfürsorge- und Landarbeitshaus Güstrow, Nr. 755.

9 Ebd.

10 LHA 5.12-3/27 Landesfürsorge- und Landarbeitshaus Güstrow, Nr. 755.

11 LHA 5.12-7/1 MFU Nr. 10560.

Wiese

Allerlei Wissenswertes

Aus der Redaktion

Angeboten wird für das Jahr 2023 ein Kunstkalender unter dem Titel *Berliner Stadtleben in der Belle Époque in Bildern von Kurt Losch*

Der Kalender hat DIN-A4-Format mit Spiralaufhängung und wiegt 270 Gramm. Er besteht aus 13 Pappseiten mit Abbildungen Altberliner Motive, z. B. das Brandenburger Tor, der Schlepperhafen an der Fischerbrücke, das Denkmal „Der Alte Fritz“, der Potsdamer Platz mit der „Berolina“. Ein Blatt enthält eine herausnehmbare Losch-Postkarte, ein 14. Blatt eine kurze Losch-Biografie mit einem Foto. Der Preis beläuft sich auf 13 Euro zzgl. 2 Euro Versandkosten, für hfg-Mitglieder 10 Euro zzgl. 2 Euro Versandkosten. Bestellungen werden auf folgenden Wegen erbeten: persönlich und per Post an Joachim Artz, Marie-Vögtlin-Weg 4, 12205 Berlin, per Telefon 030-8342049, per Telefax 030-8342059, oder per Mail an losch@berlin-suedwest.de, zahlbar nach Rechnungsstellung.



„Ein Schnäppchen-Angebot“ bei dem Online-Antiquariat ZVAB!

Eine Erstausgabe von Falladas Roman *Der junge Goedeschal. Ein Pubertätsroman* (Berlin: Rowohlt 1920), signiert, Hardcover, wurde von Földvári Books/Budapest bei ZVAB zum Verkauf angeboten, der Käufer zahlte 5.500 Euro.

Der Grund für den hohen Preis: Die Auflagenhöhe der Erstausgabe betrug 1920 nur 2.000 Exemplare, eine neue Auflage gab es nie. Der Verkauf erfolgte nur schleppend. Bis März 1921 waren von der ersten Auflage gerade einmal 1.283 Stück verkauft worden. 1938 verfügte Fallada, dass die Restbestände des *Goedeschal* und von *Anton und Gerda* „weder verkauft, noch angezeigt, noch verramscht werden dürfen“ (Brief an Rowohlt vom 21. 10. 1938, HFA Sign. N 244). Ob es dabei geblieben ist, oder ob Fallada später doch noch dem „Einstampfen“ zugestimmt hat, ist nicht mehr mit Sicherheit festzustellen. Es existieren also nur sehr wenige Erstausgaben vom *Goedeschal* und noch weniger von dem Roman *Anton und Gerda*, dessen Auflage nur 1.000 Stück betrug.

Leserpost

Ulrich Kersten hat den „Salatgarten“ im Internet entdeckt und schickte uns daraufhin zwei Gedichte mit dem Titel „Zwei falsche Falladas“; das erste inspiriert von Falladas Geschichte „Der getreue Igel“, das zweite bezieht sich auf „Die gebesserte Ratte“.

Herzlichen Dank dafür.

Falscher Fallada I

Igel
Diebsigel
Birnendiebsigel
Fallbirndiebsigel
wohnt am Biermannplatz
Ecke Kantstraße, der Schweineigel

streift durch sein Revier, geht über
die Kreuzung abends im
elektrischen Licht
grüßen wir
uns von
fern

Falscher Fallada II

über dem Steinertsberge
da zieht ein Nagetier
es ist nur eine Wolke
aus der Murkelei
sie zieht von da
nach hier

sie nagt
wie eine Ratte
kostet voller Gier
den Abendhimmelbrei
ist er ihr nicht süß genug
dann nagt sie auch an mir
wahlweise *dir*



Unser hfg-Mitglied Maximilian Kase teilte mit, dass er eine große Fallada-Film-Sammlung besitzt, die er eines Tages der Universität Rostock schenken werde. Wie schön!



Fotos: Maximilian Kase

Nachrichten von unserer Schatzmeisterin

Liebe Mitglieder und Freunde der hfg,
an erster Stelle möchte ich allen herzlich danken, die unserer Gesellschaft und dem Hans-Fallada-Museum mit ihren zahlreichen Spenden helfen. Wir freuen uns auch in Zukunft über Ihre Unterstützung.

Nach wie vor gilt, dass das Finanzamt Spenden per Kontoauszug bis 300,- Euro anerkennt.

Sollten Sie eine Spendenquittung benötigen, so melden Sie sich gern bei mir.

Änderungen Ihrer persönlichen Daten (etwa Ihr Name, Ihre Adresse, Telefonnummer, E-Mail etc.) können Sie des Weiteren auch Frau Doris Haupt zukommen lassen.

An dieser Stelle möchte ich aber auch diejenigen Mitglieder, die ihren laufenden Beitrag noch nicht gezahlt haben, bitten, diesen zu überweisen.

Die jährlichen Mitgliedsbeiträge, unsere Bankverbindung sowie Kontaktdaten finden Sie im Impressum des *Salatgarten*.

Sollten Sie sich entschließen, zukünftig am Lastschriftverfahren teilnehmen zu wollen, kontaktieren Sie mich bitte gern.

*Vielen Dank und herzliche Grüße
Carolyn Reimann*

Runde und besondere Geburtstage von Mitgliedern der hfg

Wir wünschen unseren Jubilaren, die im 2. Halbjahr 2022 ihren Geburtstag feiern, alles Gute!

- | | |
|---|---|
| 12.07. Günther Rudeck
<i>91. Geburtstag</i> | 18.09. Adelheid Heinze
<i>84. Geburtstag</i> |
| 14.07. Michael A. Patterson
<i>80. Geburtstag</i> | 22.09. Prof. Dr. Edmund Brandt
<i>75. Geburtstag</i> |
| 24.07. Christiane Zampa
<i>75. Geburtstag</i> | 09.10. Steffen Simon
<i>50. Geburtstag</i> |
| 28.07. Manfred Schäfer
<i>60. Geburtstag</i> | 12.10. Prof. Dr.
Klaus-Jürgen Neumärker
<i>82. Geburtstag</i> |
| 04.08. Käte Knüppel
<i>97. Geburtstag</i> | 22.10. Bernd Sachse
<i>75. Geburtstag</i> |
| 08.08. Fredi Böhm
<i>60. Geburtstag</i> | 28.10. Fridtjof Dossin
<i>70. Geburtstag</i> |
| 09.08. Dr. Hans Schlieff
<i>96. Geburtstag</i> | 05.11. Ralf Hubrich
<i>70. Geburtstag</i> |
| 14.08. Dr. Herrmann D. Kaiser
<i>86. Geburtstag</i> | 10.11. Prof. Dr. Hermann Weber
<i>86. Geburtstag</i> |
| 18.08. Michael Rother
<i>81. Geburtstag</i> | 13.11. Hans-F. Gelpcke
<i>86. Geburtstag</i> |
| 26.08. Detlef Wiczorek
<i>70. Geburtstag</i> | 09.12. Jürgen Seul
<i>60. Geburtstag</i> |
| 06.09. Ulrich Lange
<i>70. Geburtstag</i> | 11.12. Erika Wiechmann
<i>80. Geburtstag</i> |
| 11.09. Michael Reiner
<i>75. Geburtstag</i> | 12.12. Renate Kümmell
<i>90. Geburtstag</i> |
| 16.09. Peter Pfitzner
<i>75. Geburtstag</i> | 30.12. Michaela Reithmayr
<i>50. Geburtstag</i> |

Über die Beiträger

Autoren dieses Heftes sind:

Prof. Dr. Edmund Brandt, Jahrgang 1947, Professor für Staats- und Verwaltungsrecht sowie Verwaltungswissenschaften an der Technischen Universität Braunschweig, Leiter des Projektbüros Werla, hfg-Mitglied, lebt in Braunschweig

Thomas Bricke, Jahrgang 1960, Master Studium Englisch und Literaturwissenschaft, hfg-Mitglied seit 2019, lebt in Kennebunk, Maine USA

Lutz Dettmann, Jahrgang 1961, Vermessungstechniker und Buchautor, hfg-Mitglied seit 1991, lebt in Rugensee bei Schwerin

Eva Eriksson, Dozentin für Schwedisch, lebt in Stralsund

Patricia Fritsch-Lange, Jahrgang 1961, Gründungsmitglied der hfg, Vorstandsmitglied seit 1997, Vorsitzende von 2005 bis 2019. Arbeitet in der Erwachsenenbildung, lebt in München

Armin Görtz, Jahrgang 1956, Journalistikstudium in Leipzig, Redakteur der *Mitteldeutschen Neuesten Nachrichten*, des *Halleschen Tageblatts* und – zuletzt als Chef vom Dienst – der *Leipziger Volkszeitung*, i. R., lebt in Halle

Dr. Stefan Knüppel, Jahrgang 1975, Literatur- und Politikwissenschaftler, Leiter des Hans-Fallada-Hauses in Carwitz, hfg-Mitglied seit 2004, lebt in Neustrelitz

Ulrich Kersten, Jahrgang 1971, Facharbeiter für Drucktechnik/Offset und Fremdsprachenkorrespondent/Englisch, lebt in Gera

Dr. Sabine Koburger, Jahrgang 1950, Germanistin, Lehrerin, Buchautorin, hfg-Mitglied seit 2010, lebt in Stralsund

Jutta Mach, Jahrgang 1949, ehemalige Buchhändlerin, stellv. Vorsitzende im Freundeskreis d. Chronik Pankow e.V., dieser ist hfg-Mitglied, lebt in Berlin

Holger Mahlich, Jahrgang 1945, Schauspieler, Regisseur, Autor, lebt in Hamburg

Thomas Mees, Jahrgang 1952, Mitarbeiter der Anna-Ditzen-Bibliothek in Neuenhagen, lebt in Berlin-Kaulsdorf

Ulrike Merkel, Jahrgang 1975, Kulturwissenschaftlerin, Reporterin bei der Funke Mediengruppe Thüringen, zu der die Titel *Thüringer Allgemeine*, *Ostthüringer Zeitung* und *Thüringische Landeszeitung* gehören, lebt in Gera

Prof. Dr. Klaus-Jürgen Neumärker, Jahrgang 1940, Neuropsychiater, ehemaliger Direktor der Psychiatrischen und Nervenlinik der Charité, hfg-Mitglied seit 2012, lebt in Berlin-Grünau

Dr. Edo Reents, Jahrgang 1965, Germanistik-Studium, *F.A.Z.*-Feuilleton-Redakteur, lebt in Heidelberg

Stefanie Reich, Jahrgang 1964, Bibliothekarin in Neuenhagen bei Berlin, hfg-Mitglied seit 2017, lebt in Berlin

Dr. Stephan Resch, Jahrgang 1977, Literaturwissenschaftler und Hochschuldozent, Leiter der germanistischen Abteilung an der University of Auckland, Neuseeland, lebt in Auckland

Prof. Johannes Matthias Schläpfer-Wochner, Jahrgang 1955, Germanist und Historiker i. R., Autor, hfg-Mitglied seit 2001, lebt in Teufen AR in der Schweiz

Heinz Schumacher, Jahrgang 1951, Gymnasiallehrer Deutsch, Geschichte und Philosophie i. R., Lehrbeauftragter Universität Duisburg/Essen, hfg-Mitglied seit 2018, lebt in Dinslaken und Berlin

Reinhard Simon, Jahrgang 1963, Berufsschullehrer, Verwaltungsangestellter, hfg-Mitglied seit 2021, lebt in Neustrelitz

Michael Töteberg, Jahrgang 1951, Filmwissenschaftler, Autor und Herausgeber, Gründungsmitglied der hfg, Vorsitzender seit Juli 2019, lebt in Hamburg

Prof. Dr. Hartmut Vollmer, Jahrgang 1957, Literaturwissenschaftler und Literaturdidaktiker an der Leuphana Universität Lüneburg, Verfasser zahlreicher Arbeiten zur deutschsprachigen Literatur des 18.–21. Jahrhunderts, u. a. Mitherausgeber der *Sämtlichen Werke in fünf Bänden* von Franz Hessel (1999, 2. aktualisierte u. erweiterte Aufl. 2013), lebt in Dahl, einem Dorf bei Paderborn

Prof. Dr. Hermann Weber, Jahrgang 1936, Rechtsanwalt, Honorarprofessor an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, ehemals Leiter der Frankfurter Abteilung des Verlags C. H. Beck und Schriftleiter der *Neuen Juristischen Wochenschrift*, hfg-Mitglied seit 2002, lebt in Berlin

Angelika Werner, Bratschistin, lebt in Stralsund

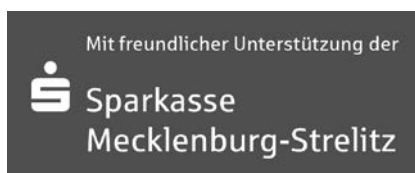
Impressum

Herausgeberin:

Hans-Fallada-Gesellschaft e. V.
Vorsitzender Michael Töteberg
Zum Bohnenwerder 2 · Ortsteil Carwitz
17258 Feldberger Seenlandschaft
Telefon 03 98 31 / 203 59
www.fallada.de · E-Mail: hfg@fallada.de
ISSN-Nr. 1433-4917

Bankverbindung für Beiträge und Spenden:

Sparkasse Mecklenburg-Strelitz
IBAN: DE 43150517320036004116
BIC: NOLADE21MST



Jahresbeitrag für Mitglieder:

Für Einzelpersonen:
35,- € bzw. 20,- € ermäßigt
(für Rentner, Arbeitslose, Studenten)
Bei Ehepaaren bzw. Lebensgemeinschaften
für die 2. Person
25,- € bzw. 15,- € ermäßigt
(für Rentner, Arbeitslose, Studenten)

Preise für den SALATGARTEN:

kostenlos für hfg-Mitglieder
(Bestandteil des Mitgliedsbeitrages)
7,50 €/Heft im Abonnement
zwei Ausgaben/Jahr (zzgl. Versandkosten)
7,50 €/Heft als Einzelheft
(ggf. zzgl. Versandkosten)

Redaktion:

Dr. Sabine Koburger (verantwortlich)
Lutz Dettmann
Doris Haupt
Hannes Rother (Korrektorat)

Anschriften:

Dr. Sabine Koburger
Grünhufe Nr. 40 · 18437 Stralsund
Telefon: 03831/494154
E-Mail: salatgarten@fallada.de

Lutz Dettmann
Weg zum See 1b · 19069 Rugensee
Telefon 03867/8606
E-Mail: dettmann.lutz@gmail.com

Doris Haupt
Grünberger Straße 83 · 10245 Berlin
Telefon 030/2914199
E-Mail: doris-haupt@t-online.de

Schatzmeisterin Carolin Reimann
Tel: 0160-97319481
Wiesenstraße 14
17489 Greifswald
E-Mail: caro.krickow@web.de

Umschlaggrafik: e. o. plauen

Anzeigen: Dr. Sabine Koburger (verantwortlich)

Layout, Satz und Druck:

STEFFEN MEDIA GmbH, www.steffen-media.de

Auflage dieser Ausgabe: 360 Exemplare
Redaktionsschluss: 25.04.2022

Die Redaktion behält sich das Recht der auszugsweisen Wiedergabe und redaktionellen Bearbeitung von Beiträgen vor. Namentlich gekennzeichnete Beiträge werden von den Autoren selbst verantwortet und geben nicht in jedem Fall die Meinung der Herausgeberin wieder. Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit Einwilligung der Herausgeberin zulässig. Wir danken für die freundliche Genehmigung zum Abdruck bzw. Nachdruck von Texten, Dokumenten und Bildern.

Die Mitgliederexemplare enthalten als Beilage

· Einladung zur Mitgliederversammlung
· Programm der HFT 2022

Die unzensurierten Neuausgaben, mit kenntnisreichen Nachworten und Zusatzmaterial



»Dass das Original jetzt zu lesen ist, ist großartig.«

F. A. S.

Hans Fallada
Kleiner Mann – was nun?
557 Seiten | Broschur
12,99 € (D) | 13,40 € (A)
ISBN 978-3-7466-3344-2

»Ein ganz und gar
großartiger Roman.«

DIE ZEIT

Hans Fallada
Jeder stirbt für sich allein
704 Seiten | Broschur
12,99 € (D) | 13,40 € (A)
ISBN 978-3-7466-2811-0



»Eine notwendige Neuausgabe.«

NEUES DEUTSCHLAND

Hans Fallada
Der eiserne Gustav
832 Seiten | Broschur
15,00 € (D) | 15,50 € (A)
ISBN 978-3-7466-3862-1



Exklusiv
bei
Aufbau

a

aufbau

